

Meinich Kiewan
Die

Dynastie Bismarck

mit dem

Neuen Pharao

Von

H. Stead

Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz wie es soll gebändig't —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkünden (Tell)

LONDON

Freethought Publishing Company 63. Fletsreet E. C.

1889

Das andere Buch Moses. Kap. 1, V. 8—14.

Da kam ein neuer Pharao auf in Ägypten, der wusste nichts von Joseph. Und sprach zu seinem Volke: Siehe, des Volks der Kinder Israel ist viel und mehr denn wir.

Wohlan, wir wollen sie mit List dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhöhe, möchten sie sich auch zu unsern Feinden schlagen und wider uns streiten und zum Lande ausziehen.

Und man setzte Frohnbügde über sie, die sie mit schweren Lasten drücken sollten; denn man bauete dem Pharao Schatzhäuser.

Aber je mehr sie das Volk drückten, je mehr sich es mehrete und ausbreitete. Und sie hielten die Kinder Israel wie einen Gräuel.

Und die Ägypter zwangen die Kinder Israel zum Dienst mit Unbarmherzigkeit. Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde, und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.



A79 1285

Einleitung.

Unter dem Titel „Die Dynastie Bismarck“ veröffentlicht die „Contemporary Review“ (Zeitgenössische Rundschau), eine der angesehensten englischen Zeitschriften, in ihrer Februar-Nummer nachstehenden Artikel, der ein wichtiger Schlag ist aus den Reihen Derer, die hinter die Coulissen schauen, gegen den allmächtigen Kanzler des deutschen Reiches und seinen hoffnungsvollen Sprößling. Höher hinauf wollte der Verfasser augenscheinlich nicht gern schlagen, aber um die Machtstellung, welche die Dynastie Bismarck unter dem zweiten Wilhelm einnimmt, zu erklären, mußte er auch auf dessen Gesinnungen und Charakter einige Streiflichter werfen, von denen mit Fug und Recht gesagt werden kann: sie genügen.

Im Wesen der Sache freilich sagt der Artikel Keinem, der den Vorgängen am preussischen Hofe in der letzten Zeit aufmerksam gefolgt ist, etwas Neues. Daß Herbert Bismarck seinem Vater in gleichem Maße an Befähigung nachsteht, wie er ihn an Rohheit der Gesinnung und Brutalität im Gebahren übertrifft — man bedenke, was das heißt — weiß in Deutschland Jedermann, daß Wilhelm II. und Herbert Bismarck zur Zeit „ein Herz und eine Seele“ ist, hört die Reptilienpresse nicht auf zu erzählen und durch Thatfachen zu belegen. Und die Affenliebe Bismarcks für seinen ältesten Sprößling giebt sich in unzähligen, mündlich und schriftlich erfolgten Reklamebemerkungen des Vaters über den Sohn kund, z. B.: „Herbert ist der Größte von uns“ — soll heißen: er ist der „Schneidigste“ — „Wenn ich so viel gearbeitet hätte, wie Herbert, so wäre vielleicht etwas Rechtes aus mir geworden.“ —

Wäre die Bescheidenheit, die aus diesen Worten spricht, nicht gar so ergreifend, man könnte beinahe über die Vaterliebe, die solcher Leistungen fähig ist, Thränen vergießen. Jedenfalls fühlt der Hörer oder Leser die Absicht und ist nicht verstimmt.

I.

„Diplomatie ist aller Laster Anfang!“

Als die Nachricht vom Ableben des Kaisers Friedrich eintraf, da brach der Graf Herbert Bismarck frohlockend in seiner rohen Weise heraus: „Nun werden wir doch endlich einmal die F aus unserer Politik los, in die sie sich immer gemischt haben!“ Wir wollen anstatt dieses höchst gemeinen Ausdrucks „Unterrock-Politik“ drucken. Diese rohe Bemerkung ist für den Mann sehr charakteristisch.

In der Form sowohl wie in seiner tieferen Bedeutung drückte sich in diesem brutalen Ausruf die ganze Mißachtung gegen die Frauenwelt aus. Er wirft einen dunklen Schatten über das heutige mit Blut und Eisen regierte Deutschland. — Vor zwanzig Jahren, nach der Schlacht bei Sedowa und vor der Begebenheit von Sedan, unterhielt sich einmal der Reichskanzler mit Bluntschli über die Eigenthümlichkeiten der Nationen:

„Unter Völkerrassen sowohl wie unter Einzelmenschen sehen wir sowohl das Männliche, wie Weibliche vertreten. Bei den Deutschen finden wir die Kraftfülle der Männlichkeit; hingegen Slaven und Kelten haben mir immer den Eindruck der Unterwürfigkeit und der leidenden Geduld der Weiber gemacht.“

Mit einem Wort, man hat die Machtfülle als das Höchste auf den Thron erhoben, sie allein entscheidet über das menschliche Geschick. Das Recht soll sich vor der Macht beugen in Deutschland. Daher der Widerstand gegen den weiblichen Einfluß in der Politik, welcher ihnen als Rückfälligkeit in alte barbarische Zeiten erscheint. Fürst Bismarck sagte kürzlich: „Wenn der alte Barbarossa aus seiner Höhle käme, so würde er in Zweifel sein, ob er wirklich 700 Jahre geschlafen hätte“ und wenn noch ältere Vorfahren wiederkehrten, so würden sie glauben, unsere ganze Rasse wäre zurückgegangen; denn es wird aus uralter Zeit von den teutonischen Stämmen berichtet, daß bei ihnen die Frauen eine eigenthümlich hochangesehene Stellung eingenommen hätten.

„Die Frau war die treue Gefährtin ihres Gatten, in Arbeiten sowohl als Gefahren. Der ganze Stamm betrachtete ihren Rath in Augenblicken großer Gefahr als eine Art höherer Eingebung. Sie wurde häufig als Prophetin angesehen, vor deren innerem Blicke sich die Geschichte des Stammes enthüllten. Sie begeisterte die Kämpfer während der heißesten Schlachten, ermunterte den verwundeten und sterbenden Kämpfer durch ihren mutigen Zuspruch zum endlichen Siege.“

Alles dies Große und Hochherzige der alten Zeiten hat sich heute in Deutschland in das Gegentheil verkehrt. Heute ist eine andere Lösung und ein anderes Feldgeschrei üblich geworden, wie man aus

der rohen Phrase des Grafen Herbert deutlich herausfühlen kann. Um diesen hoffnungsvollen jungen Mann dreht sich jetzt ein Hauptinteresse im großen europäischen Drama, was sich bald abspielen wird.

Vor solcher Brutalität zieht sich die Tochter der Königin von England, die Kaiserin Victoria, scheu zurück in ihren traurigen Wittwenstübchen voll Betrübniß und Gram.

II.

Der neue Zapfen, Herbert Bismarck, um den sich dieses ganze Stück, welches wir in jüngster Zeit sich haben Szene für Szene abspielen sehen, dreht, ist der echte Sohn seines Vaters. Und ein anderes Verdienst hat er nicht; da sein Vater der Major Domus des neuen Deutschen Reiches ist und Herbert sein Erbe.

Der sehnstüchtige Wunsch, diesem Sohne die Nachfolge nicht allein im Majorate, sondern auch auf dem Reichskanzlersitz zu übertragen, ist der Schlüssel der Politik des alten Fürsten Bismarck. Ohne diesen Schlüssel erscheint sie häufig als ein unerklärliches Wirrsal von Brutalitäten und auch sogar Abgeschmacktheiten. In Berlin hatten wir Gelegenheit, die bestimmte Beobachtung zu machen, daß dieser mächtigste Staatsmann des Jahrhunderts mit der bestimmten Absicht umgeht, eine ministeriale Dynastie zu gründen.

Noch vor wenigen Jahren bildete der Gedanke, seine hohe Stellung lediglich im Interesse seines königlichen Herrn zu verwalten, den Hauptstolz und Ruhm des Reichskanzlers. Er hat es oft ausgesprochen, daß er sich nur als ersten Diener der Hohenzollern betrachte, und wiederholt sprach er mit Entrüstung davon, den Gedanken zu haben, eine ähnliche Stellung aus seinem Posten zu gestalten, als jene großen Major Domusse der Merowingischen Schattenkönige in Franken.

Als nun aber das neue Reich sich bildete mit der Reichsconstitution, in welcher der Fürst Bismarck (vom Reichstage und Kaiser, März 5. 1878) mit so ungeheuren Machtbefugnissen bekleidet wurde, da schienen sich auch seine früheren Ideen geändert zu haben. In der abhängigen Stellung dem preussischen König gegenüber nahm der Reichskanzler die zusammengefaßte Macht aller Minister ein. Im Deutschen Reiche ist er ein Minister, welcher herrscht. —

Das außerordentliche Alter des Kaisers Wilhelm und die Erschütterung infolge des Nobiling'schen Attentats machten eine geheime Uebertragung seiner kaiserlichen Macht auf den Reichskanzler nothwendig. Es war schon seit Jahren eine Art Abdankung erfolgt. Er avancirte vom Groß-Bezier eines unabhängig herrschenden Sultans zum Meister des kaiserlichen Palastes (major domus).

Wenn von Bismarck kein solches geflügeltes Wort gehört wurde, als vor 100 Jahren von Ludwig XV.: „L'Etat c'est moi!“ so rührt das augenscheinlich davon her, daß er das nicht zu sagen nöthig hatte.

Seine Macht und sein Wille sind unbeschränkt und danach handelte er auch stets.

Er machte Allianzen und löste sie wieder, je nach Bedürfnis. Er erklärte dem mächtigsten Herrscher der Welt, dem römischen Papste den Krieg und nach jahrelangen, erfolglosen Kämpfen seinerseits schloß er im letzten Jahre mit ihm wieder Frieden auf Grund eigens abgefaßter Kapitulationsbedingungen. Er ist faktisch nach Canossa gegangen.

Im Lande wie auswärts ist Bismarck stets ausschlaggebend. Da gab es allerdings unwesentliche Dinge, namentlich bei Ausgestaltung des Heeres, seiner Ausrüstung oder Ausschmückung, wo der alte Kaiser, ein echter Gamaschenknoß, sich nicht dreinreden ließ. Diese wenigen Ausnahmen zeigten aber im grellsten Lichte die enorme Ausdehnung seiner Macht in der Verwaltung des Reiches, über welches Bismarck als höchster Herrscher waltet.

Den Hohenzollern war es gestattet, ihr Hauswesen mit der Leibwache zu regieren, aber Bismarck der Hausmeister ist faktisch das Oberhaupt des ganzen preussischen Staates. Es fällt uns dabei nicht ein, spitzfindig herum zu nörgeln bei seiner Anordnung, denn die Hohenzollern-Dynastie hat die größten Vortheile aus der Klugheit und dem Genie des größten aller modernen Staatsmänner gezogen.

Aber da kamen auch Nackenschläge, und diese fangen nun an, immer häufiger aufzufallen.

Obgleich der Fürst Bismarck unbezweifelt der Erste in Deutschland ist, so ist er doch nicht unsterblich. Er altert, und zwar ziemlich rasch geht das jetzt. Er war am 1. April 1815 geboren, ist also 75 Jahre alt. Wie viele Menschen von starkem Willen, glaubt er das Privilegium zu haben, genau die Zeit seines Todes zu kennen. (Sein Arzt mag ihm wohl auch darüber bestimmte Anhaltspunkte gegeben haben.)

Er ist fest überzeugt, nicht vor dem Jahre 1890 zu sterben. Er glaubt aber auch 1894 nicht mehr unter den Lebenden zu sein. So lächerlich dies auch den meisten Lesern erscheinen mag, daß selbst ein Reichskanzler sich erlauben will, sein Horoskop mit solcher Sicherheit zu stellen und seinen Todestag zu bestimmen nach seiner eigenen Idee, so ist doch die Thatsache bekannt, daß der Fürst Bismarck diesen seinen festen Glauben bei allem seinen raschen Handeln zu Grunde liegen hat.

Das Leben ist für ihn keines mit langer Aussicht in fernster Zukunft, er denkt bestimmt, daß es ein Ende haben wird für ihn im Jahre 1894. Nun wird es auch erklärlich, mit welcher Hast er die vielen Gesetze einbringt und energisch durchdrückt.

Wenn man nun diese beiden großen Faktoren kennt, einmal den Besitz dieser allmächtigen, absoluten Herrschaft und zweitens die Ueberzeugung bei ihm, daß er diese Macht in spätestens 5 Jahren niederlegen muß, so ist es erklärlich, daß er sich nach einem befähigten Nachfolger umseh, dem er das Kaiserliche Hausmeiertum übergeben konnte, an welchem er sein Lebenslang gearbeitet hatte.

Vor sechs Jahren schrieb der amerikanische Gesandte an seine Regierung und bemerkte fast mit Schrecken, daß der Fürst Bismarck darüber vollkommen blind zu sein scheine, nämlich über die Nothwendigkeit, seine eigenthümliche Stellung einmal verlassen zu müssen:

„Mir scheint es, als ob Bismarck gar nicht daran denkt, sich einen geeigneten Nachfolger anzulernen. Wo giebt es einen Mann in Deutschland, der in seine großen Schuhe hineinpaßt? Er kommt mir vor wie einer jener großen Bäume, welcher das Wachsthum aller anderen unter seinem Schatten erstickt. Er ist ganz intolerant und selbstisch, kann die Idee nicht fassen, daß irgend ein anderer Mensch mit ihm vereint die Geschichte Deutschlands leiten könne. Dadurch entstand das traurige Resultat, daß alle seine Untergebenen mehr wie unselbständige Marionetten, aber nicht als unabhängig denkende Staatsmänner arbeiten. Unwillkürlich muß man dabei an das Bild Göthe's in Bezug auf Friedrich II. denken: Was wird einmal geschehen, wenn die große Walze mit den tausend Stiften in der Spieluhr stille steht? —

Der Reichskanzler, wahrscheinlich von körperlichen Leiden geplagt, erwachte und sah plötzlich die nahe Gefahr seiner Stellung, welche er selbst geschaffen, und mit seiner gewöhnlichen Energie und Raschheit begann er, seinen Erben zum künftigen Nachfolger zu entwickeln.

Die Aufgabe war keine leichte; aber Hindernisse schrecken den Reichskanzler nicht, bei ihm muß sich Alles beugen oder brechen, was sich seinem Willen entgegenstemmt; das haben wir im Laufe der Jahre stets gesehen. Er schreckt vor nichts zurück.

Wenn im Bienenstock die Königin stirbt, so erzeugen diese klugen und industriösen Insekten aus dem großen Schwarm der bescheidenen Arbeiter in folge dieser unvorhergesehenen Nothwendigkeit eine neue Königin. Wie sehr geht hier der menschliche Geist in die Brüche und steht hinter dem Instinkt der Bienen zurück. Einen fehlenden Staatsmann so schnell zu ersetzen aus Beamten, ist der Wissenschaft bis jetzt nicht gelungen.

Der Fürst Bismarck, als er einen Nachfolger suchte, fiel der gewöhnlichen Schwäche aller Menschenkinder anheim; er kam bei dieser Sache nicht über die sehr engen Grenzen des eigenen Familienherdes hinaus. Es ist möglich, daß er damals noch nicht zu dem Entschlusse kam, eine Dynastie zu gründen. Viele unserer wichtigsten Handlungen gesehen bekannlich unbewußt.

Aber der Fürst Bismarck in diesem Falle, ob nun bewußt oder unbewußt, folgte dem Beispiele aller Menschen, welche seit Anbeginn Dynastien gründeten. Er erwählte seinen ältesten Sohn zum Erben seiner Staatsstellung, wie es schon die alten Egyptianer gemacht haben. Und sein fester Wille, dem Grafen Herbert die Reichskanzlerschaft zu sichern, bildet den geheimen Leitfaden zu den letzten Ereignissen, welche Europa so empört und entrüstet haben.

Es ist dies ein neuer Erbfolgekrieg, welcher unter einer dünnen Decke konstitutioneller und gesetzlicher Formen geführt wird, ein Bismarck-Krieg, um die Bismarck'sche Dynastie zu befestigen, in welcher auf Otto I. sein Sohn Bismarck II. folgen soll.

Bevor der Graf Herbert für die Fortentwicklung des Hausmeierthums bestimmt worden war, wurde er eigentlich stets als ein sehr fragwürdiges oder mehr noch unwürdiges Familienglied betrachtet.

In Bonn war er durch seinen wilden Charakter in einen sehr gemeinen Streit wegen eines Weibes verwickelt worden. Nur mit gezogenem Säbel gewann er das Freie. Er erhielt bei dieser Gelegenheit einen unangenehmen Schmiß über den Kopf bei dem daraus entstandenen Duell.

In dem oberen Theil des Schenkels wurde er verwundet in dem Reitergefecht, welches die Folge jenes Telegramms von Sir Robert Morier an Bazaine gewesen sein soll, wie die Kölnische Zeitung behauptet hat. (Auf die Angaben dieses erkauften Reptilienblattes ist allerdings kein großer Werth zu legen.) Damals diente der Graf Herbert sein Jahr ab bei den Garde-Dragonern. Eine Kugel traf sein Sitzfleisch während eines Reiterangriffs der Franzosen bei Mars la Tour, die nach Verdun vorstießen. Er erhielt einen Streifschuß gegen die Brust, der aber nur den Rock streifte, einen dritten auf die Uhr. Alle drei Schüsse waren ungefährlich.

Nach dem Kriege that er durchaus nichts, was ihn unter anderen Beamten besonders hervorragend ausgezeichnet hätte, es wäre denn ein ähnlicher Skandal wie jener in Bonn gewesen, den er in Wien in einem obskuren Restaurant mit jungen Leuten hatte. Er soll damals nicht unbeschädigt geblieben sein.

Aber in Berlin hatte er sich schon seit Jahren an die schöne Frau*) eines großen schlesischen Standesherrn und Majoratsbesizers mit seiner gewöhnlichen unverfrorenen Dreistigkeit heranzuschlangeln gewußt. Das Vertrauen des Hausherrn frech mißbrauchend, hatte er die leichtlebige Frau verführt und brannte mit ihr, der er die Ehe versprochen, nach Venedig durch. Dasselbst gondelte er mit ihr auf den Lagunen bei Mondschein, was damals alle Wiener Blätter illustriert brachten. (Kikeriki.)

Der Barbar betrachtet das Weib als ein Mischung von Kindergebärender Milchkuh und Hausflavin, der alle Lasten aufgebürdet werden. So tief wie dieses weibliche Ideal sein mag, so ist es doch immer höher stehend als die puzsüchtige Gesellschaftsdame, welche, in Faulheit dahin vegetirend, nur an Ehebruchsintrigen denkt.

Zimmerhin muß man die arme Frau bedauern, der ein so gewissenloser Verführer die Ehe versprochen und sie dann, nachdem er sie dem Hohn der ganzen Welt ausgesetzt, sitzen läßt. Ein Mann mit einem solchen Charakter eignet sich doch nicht, ein großes, edles Volk zu leiten.

Graf Herbert wurde nun in die diplomatische Schule eingeweiht und da auf einmal entdeckte erst der Vater und dann plötzlich die übrigen Schmarozker des Beamten- und seidenen Hespöbels die wunderbarsten staatsmännischen Fähigkeiten an ihm.

*) Elisabeth Fürstin zu Caroloth-Beuthen, geb. Gräfin Hagfeld. (Nichte der Gräfin Sophie Hagfeld, Lassalles Freundin.)

Er machte viele Reisen, ging von Straßburg nach Paris und von da nach Wien. (In Wien erhielt er in einem Weinkeller feste Prügel, auch wegen Mädchen.) Man sprach auch einmal davon, ihn 1883 als Gesandten nach Washington zu schicken, aber er verließ nicht Europa. Nun brachte ihn der sorgsame Vater in das Auswärtige Amt und nachdem er zum zweiten Direktor im Auswärtigen Amt ernannt worden war, wurde er Gesandter im Haag (Holland).

Seine bemerkenswertheste Arbeit war eine Mission nach England 1885, als das Ministerium Gladstone seinem Ende entgegenging. Er bewog Lord Granville damals, alle Ansprüche auf Nordwest-Neu-Guinea aufzugeben. Ferner erwirkte er die Anerkennung der Besitzrechte Deutschlands auf die bekannten daneben liegenden Inselgruppen der Südsee und verschiedener Küstenstriche Westafrika's.

Infolge aller dieser Erfolge, welche wohl mehr der Wucht des hinter ihm stehenden Vaters als seinen persönlichen Talenten zugeschrieben werden dürften, erblühte er eines schönen Morgens als preußischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Was nicht Alles aus einem Menschen werden kann, wenn der Papst sein Better ist, kann man dabei deutlich und klar sehen.

In Berlin moquirte man sich über diese plötzliche Ernennung, man wußte aber, daß der Sohn das Faktotum des Vaters, des allmächtigen Major Domus war, und das sagte Alles.

So standen die Angelegenheiten der Dynastie Bismarck, als plötzlich 1888 der alte Kaiser Wilhelm starb und der im Sterben liegende Kaiser Friedrich seine dreimonatliche Regierung antrat. Nun begann die Verfolgung aller jener Freunde, welche durch Wort oder That Friedrich III. unterstützt hatten gegen Bismarck II.

III.

Als der alte Kaiser starb, da gab es für einen Augenblick eine Periode schmerzlicher Unentschlossenheit im Herzen des Major Domus. Was war nun am Ersprißlichsten zu thun? — Wie lange konnte der Kaiser Friedrich möglicherweise leben? — Und überhaupt, war es denn nothwendig, daß ein Kaiser Friedrich existirte? — Wenn man Alles im Interesse der Dynastie Bismarck betrachtete, so schien es wünschenswerther, daß die Erbfolge direkt vom Großvater auf den Enkel überginge, denn dieser junge Mann war ganz auferzogen worden in der bewundernden Vergötterung des großen Kanzlers. Er war auch so ein Produkt von Blut und Eisen und schwärmte nur für zweierlei Tuch. Der Mensch begann für ihn erst beim Lieutenant.

Der Reichskanzler soll mit dem jungen Kaiser verschiedene wichtige und bindende Verpflichtungen in Betreff seines Sohnes eingegangen sein nach dem überaus nützlichen Prinzip do ut des (Ich gebe, damit Du giebst).

Kaiser Friedrich hingegen war kein Bismarckianer. Dieser hat sich allzeit in der Mitte der preußischen Junker bewegt wie ein hoch-

gebildeter Athener unter rauhen kriegerischen Spartanern. Er repräsentierte die Zivilisation, die wissenschaftliche Kultur und, im Gegensatz zur Kriegspartei, den Frieden. „Diese infame Kriegspartei!“, wie er sie im cordialen Familientreife manchmal nannte. Vor Allem, muß man hier bemerken, hielt er die Grundsätze der Gleichberechtigung der Frauen aufrecht, was in den Augen des seidenen Hofpöbels und der Hofprediger-Religion ein verabscheuungswerthes Prinzip ist. Hohe Verehrung zollte er dem Genius seiner feingebildeten Frau, welche dazu auch in Folge ihrer großen Intelligenz wohl berechtigt war. Die Umgebung des alten Kaisers sowohl wie die seines geistesverwandten Enkels hohlnälchelten zu Rathschlägen, welche „nur ein Weib“ ertheilt hatte.

Vom Kronprinzen und der Kronprinzessin war verschiedentlich das grobe, brutale Benehmen des Grafen Herbert und seine sonstige skandalöse Aufführung streng getadelte worden. Beide hatten gegen diesen Naturburschen eine Art von Widerwillen gefaßt. Kann man sich wundern, wenn der alte und junge Bismarck bedauerten, daß die Arbeit des Krebses im Halbe Kaiser Friedrichs nicht den schnellsten Verlauf nahm? Der Invalide von San Remo hatte ein zu zähes Leben.

Wenn dieser freisinnige Kronprinz mit seiner judenfreundlichen Frau niemals auf den Thron und zur Herrschaft gelangte, die größte Gefahr für die Dynastie Bismarck wäre dann abgewendet gewesen. Welche große Verpflichtung der Dankbarkeit hätte der junge Kaiser ihnen gegenüber gehabt, wenn er noch bei Lebzeit seines sterbenden Vaters auf den Thron gehoben worden wäre durch den starken Arm des Hausmeiers! —

Es giebt viele durch Haß halbverrückte Gegner Bismarcks, welche ihn geradezu anflagen, er hätte den schnellen Tod Kaiser Friedrichs herbeizuführen versucht. Diese selben Leute behaupten, daß, als der Reichskanzler Friedrich III. von San Remo nach Berlin im strengsten Winter brachte, er hätte Zufälligkeiten herbeiführen wollen, welche während der Reise den Fortschritt der Krankheit beschleunigt hätten. Es giebt Leute in Berlin, welche den Reichskanzler jedes Verbrechen für fähig halten, welches seine Familien-Angelegenheiten fördern könnte. Viele Menschen fragen, weshalb erklärte Bismarck, er könne nicht eintreten für alle Eventualitäten und Konsequenzen, welche bei seinem Fernbleiben von Berlin entstehen könnten, es sei nothwendig, daß er die Alpen in diesem strengen Winter überstiege. Zwei Dinge konnten dann eintreten, wenn der kranke Kaiser die Nordfahrt nicht unternahm, in welchem Falle die Prinzessin als Regentin ernannt worden wäre, oder wenn er das Risiko einging nach Berlin zu kommen, dann konnte er leicht während der Fahrt sterben.

Jeder dieser beiden Fälle paßte dem Reichskanzler für seine herrschsüchtigen und ehrgeizigen Pläne. Wir wissen, daß keiner der beiden Fälle eintrat. Kaiser Friedrich überstand die lange Winterreise besser als man geglaubt hatte. Auf dem halben Wege, in Dresden, empfangt ihn der Fürst Bismarck, heuchlerisch bedauernd, daß seine

Mahnungen so mißverstanden worden seien. Er ging so weit, zu erklären, die ganze Nordfahrt wäre nicht nothwendig gewesen. So leicht ändert ein Staatsmann seine Ansichten und sucht auch Andere davon zu überzeugen, sobald er sieht, daß seine Pläne mißglückt sind. Diplomatie ist aller Laster Anfang.

Wir finden diese Beschuldigungen gegen den Fürsten Bismarck zu ungeheuerlich, um ihnen Glauben zu schenken; so etwas vermuthen nur Diejenigen, welche den Hieb der Bismarck'schen Peitsche fühlen.*)

Die Thronbesteigung Kaiser Friedrichs war auch ein kritischer Moment für den Reichskanzler. Man kann seine Lage nur mit der eines englischen Premierministers vergleichen, welcher sich einem neu erwählten Hause der Gemeinen gegenüber sieht, welches sich besonders feindlich seiner Lieblingspolitik gegenüber zeigt.

Da ist aber ein Unterschied zu machen, denn ein englischer Premierminister kann stets ein solches Parlament auflösen, oder sollte dies nicht möglich sein, so kennt er genau die äußersten Grenzen seiner Existenz.

Beides konnte aber Bismarck nicht. Der Kaiser Friedrich saß auf dem Thron und Niemand vermochte zu bestimmen, wie lange das noch dauern würde. Und selbst heute, wo Alles vorüber ist, kann man nicht sagen, wie lange der Tod noch abzuhalten gewesen wäre, wenn nicht die dicken Finger des Geheimraths Bergmann die Wunde mit Gewalt erweitert hätten. Seine nicht passende Kanüle war die beste Allirte des Krebsleidens. Seit diesem Angriff ging es mit Schnelligkeit dem Grabe zu.

Unter allen Umständen war es für Fürst Bismarck sehr gefährlich, Friedrich auf dem Thron zu haben. Die Umstände verschärften jedes schädliche Element seiner Angelegenheiten. Wäre der Kaiser gesund gewesen, selbst dann wäre er dem starken Einflusse seines mächtigen Ministers unterworfen gewesen, welcher nie geögert haben würde, allen möglichen moralischen Druck von auswärts oder von innen gegen den neuen Souverän in's Spiel zu bringen.

Nun hatte er aber einen Kaiser vor sich, dessen Thron eigentlich sein Sterbelager war, und der genöthigt war, seine Zeit nur in Gesellschaft seiner englischen Frau und des englischen Arztes zuzubringen. Welchen Einfluß konnte der Kanzler da ausüben? — Es war ihm wohl bekannt, daß die Kaiserin Victoria von jeher allen seinen Lieblings-Ideen feindlich gesinnt sei. Dieser Einfluß war jetzt an die Spitze getreten und Niemand konnte sagen, wie lange er dauern würde.

*) Es folgt nun die Verteidigung des Kanzlers gegen den Verdacht, der zu ungeheuerlich ist, um von Jemand anders geglaubt zu werden, als von denen, die an dem Schmerz der Bismarck'schen Hiebe kränken. Hierüber kein Wort mehr. Halten wir uns an das positiv Gesagte, daß Friedrich III. nicht aus freiem Willen sofort aus San Nemo nach Berlin fuhr, sondern erst nachdem Bismarck telegraphirte, daß Er — der Kanzler — für nichts stehe, wenn er nicht komme. Das genügt, alles Andere ist Nebensache. Unternahm Friedrich III. aus eigenem Antrieb die Reise, so ist darüber nichts zu sagen, er hatte die Folgen selbst zu tragen. Wenn aber ein Anderer einen Schwerkranken dazu zwingt, dann weiß Jeder, was er von dessen Interesse für denselben zu halten hat.

Aber daß ein Weib, und nicht nur eine Engländerin, sondern ein liberales Weib voll fortschrittlicher und freisinniger Ideen, den Kaiser von Deutschland vollständig in der Hand hatte, und des deutschen Kaisers Oberlehnsherr und Meister sein sollte; das war hinreichend, um auf den Fürsten Bismarck einen Eindruck hervorzubringen, der wie ein Nachtsalf auf seiner Brust lastete. Was war unter solchen Umständen zu thun? —

Seine eigene Dynastie war noch nicht hinreichend gefestigt, um sich auf die häufig sehr willkürliche Laune Friedrichs III. verlassen zu dürfen. Außerdem gingen ja alle seine Hoffnungen, den Sohn als Nachfolger zu sehen, zu Grunde, es sei denn, daß der Kaiser stürbe.

Durch praktische Versuche überzeugte er sich bald, was er von jener Seite zu erwarten habe. Er sandte nämlich seinen künftigen Nachfolger und Sohn zum Kaiser in verschiedenen Geschäfts-Angelegenheiten, aber er fand bald aus, daß er sich nicht getäuscht, denn Kaiser Friedrich ließ ihn nicht vor sich, und verlangte stets, direkt mit dem Reichskanzler zu berathen. —

Blieb also der Kaiser am Leben, so ging der Lieblingswunsch des Kanzlers in die Brüche. So viel stand bei ihm fest, der Graf Herbert würde niemals der Kanzler des Kaiser Friedrich III. geworden sein.

Obgleich dies schlimm genug war, so fing ihn an, eine andere noch schlimmere Angst das Gemüth zu bedrücken. Das war ihm sonnenklar, Friedrich wollte nichts von seinem Sohne Herbert wissen. Nun begann das Mißtrauen, was sich nach und nach zu fester Ueberzeugung steigerte, daß, wenn der Kaiser am Leben blieb, derselbe auch seiner Dienste überdrüssig werden würde. Allerdings hatte der neue Kaiser in seinem Manifest an das deutsche Volk sein großes Vertrauen auf den Reichskanzler betont. Aber wer wußte besser als der Fürst Bismarck, daß die Grundsätze, nach denen der Kaiser Friedrich sein Volk dermaleinst zu regieren beabsichtige, daß diese früher oder später doch einen Bruch mit ihm herbeigeführt haben würden.

Der Reichskanzler wußte wohl, daß Friedrich, obwohl im Umgang höchst liebenswürdig und uneigennützig, doch ein echter Hohenzoller war, voll Bewußtsein seiner Königswürde und seiner persönlichen Verantwortlichkeit, auch zu entschiedenem Handeln sehr rasch entschlossen. Blieb der Kaiser am Leben, so war es mit der Macht des Fürsten Bismarck vorbei, und aller Wahrscheinlichkeit nach kam der Krach sehr bald.

Alles dies arbeitete im Kopfe des Kanzlers, soviel er es auch zu unterdrücken versuchte, stets drängten sich diese Betrachtungen an die Oberfläche seines Denkens. Daher trat die Versuchung an ihn heran, zu wünschen, der Kaiser möchte nicht mehr gesunden, ja es wäre besser, er stürbe, ehe es zu diesem Bruche käme.

Vom Standpunkte des Fürsten Bismarck aus scheint es unzweifelhaft, daß er dieser Versuchung unterlag. —

Nicht allein ihm selbst, auch andern erschien es dringende Nothwendigkeit für die Sicherheit und den Frieden in Deutschland, wenn er seine Stellung behauptete, denn ein Kaiser mit liberalen

Ideen (was eigentlich eine unbegründete Besorgniß war) würde die Grundfesten eines Gebäudes gefährden, an dem er und der alte Kaiser in Sturm und Drang, mit so viel Mühe und Arbeit, die Mauersteine mit Blut, mit vielem Blut und Eisen, verkittet und verbunden hatte.

Und nun trat dieser Ideologe, dieser Schattenkaiser, mit einem Fuß im Grabe stehend, und dessen Wille faktisch von seiner englischen Frau bestimmt wurde, an ihn heran, mit dem festen Vorsatz wie er glaubte, die Gründung seiner Bismarck-Dynastie schonungslos umzustürzen durch alle möglichen und unmöglichen wagehalsigen Experimente. Wer kann da noch in Zweifel oder überrascht sein zu hören, daß der bestimmte Wunsch in ihm entstand — der Krebs in der Luftröhre des Kaisers möchte schneller arbeiten? — —

Daß solche finstere Gedanken in den tiefsten Windungen des Gehirns des großen Preußen ausgebrütet worden sind, ist sicher. — Denn der Fürst Bismarck ist ein Mann, dessen Gemüthsstimmungen (nicht seine diplomatischen Schachzüge) und Alles, was drum und dran ist, förmlich wie die bunten Bilder einer Laterna magika sich auf weißen Flächen wieder spiegeln, welche von All' Deutschland deutlich gesehen werden können.

Diese magische Laterne in Verbindung mit dem vergrößernden Mikroskop giebt dem Darsteller die Macht, dem Schwarm der Zuschauer durch seine Bilder Grauen und Furcht einzulösen. Auf diesen weißen Flächen sieht man wie in einem Tropfen fauligen Wassers ein sich umherwirbelndes und wälzendes thierisches Leben voll Kampf um die Existenz, ein sich gegenseitiges Zerfleischen und Auffressen. In derselben Weise spiegeln sich in der offiziellen und offiziosen Reptilien-Presse Deutschlands die Keime und Sporen und viele schmutzige böse Dinge wieder, welche in den Gehirnfalten des Bismarck'schen Schädels, tief versteckt, gewöhnlich lauern.

Wie gesagt, die Reptilien-Presse (genährt durch die vielen Millionen des geraubten Welfen-Fonds) ist des Reichskanzlers magische Laterne. In ihr sieht man, wie je nach dem ein anderes Blatt vorgeschoben wird mit seinen neuen Plänen und Gedanken, und gewöhnlich stark vergrößert. So sah man während der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs diese Zeitungsblätter losbrechen, die aus ihrem Haffe und ihrer Feindseligkeit kein Geheimniß machten. Diese faule Presse goß in jedem Artikel ihre bössartigen, verleumderischen Kloakengewässer über Alles aus, was dem Kaiser Friedrich und der Kaiserin freundlich zugethan war. Selbst diese wurden nicht verschont. Diese vielförmige Menge der Skribifaxe konnte deutlich wahrnehmen, wie in ihrem Berliner Hauptquartier, von welchem die leitenden Ideen ausgingen, diese giftigen Pfeilschüsse, die dazu dienten, des sterbenden Kaisers Ende zu beschleunigen, wohlwollend beleuchtet wurden, denn Friedrich las grundsätzlich Zeitungen aller Farben und Parteien. Der so tüchtige und talentvolle amerikanische Gesandte, Herr A. A. Sargent, wurde durch diese Preshmente von seinem Posten durch ähnliche

Manöver vertrieben, welche man gegen den sterbenden Kaiser so schonungslos und grausam anwendete. (Man hat nie gehört, daß der junge Kaiser, der neuerdings Zeitungen verfolgen läßt, die den todtten alten Kaiser Wilhelm beleidigt haben sollen, jemals seinen Vater und seine Mutter in derselben Weise vertheidigt hätte.)

Hören wir, was Sargent schreibt:

„Bismarck betrachtet jede Opposition, jede noch so berechtigte Kritik als Feindseligkeit und obgleich ich nur ganz einfach meinen Instruktionen von Washington gehorchte, wurde ein erneuter Angriff von den Organen der Regierungs-Presse gegen mich losgelassen. Das Geheul wurde verstärkt und meine Stellung derart bedroht und grauenhaft gemacht, daß es mir nicht möglich wurde, in derselben auszuharren. In Deutschland hängt ja Alles ab von dem wohlwollenden Lächeln von oben her. Wenn diese Zeitungen im Solde der Regierung, und diese Blätter sind faktisch meist alle gekauft (das sagt ein amerikanischer Gesandter), einen fremden Gesandten dergestalt mißhandeln, der doch ein Recht hat auf die Gastfreundschaft der Regierung, so werden diese Angriffe mit der Brutalität der Bleiknüppel der Polizeibüttel geführt.“ —

Diese „Bleiknüppelhiebe des Polizeiers“ regneten mit Schnelligkeit auf den unglücklichen sterbenden Kaiser Friedrich und sein treues, bei ihm fest aushaltendes Weib Hagelbicht hernieder während der so kurzen und bewegten Zeit seiner Regierung. Kein Staatsanwalt schritt da ein, kein Richter, Landrath oder sonstiger Beamter, Alle standen grinsend mit verschränkten Armen da, denn der leitende allmächtige Staatsmann hatte sein Wohlgefallen daran, das wußten Alle.

Es war ein gräßliches Schauspiel, was wir da im vorigen Jahre zu sehen bekommen haben. Aber mit hohem Muthe und heldenhafter Ausdauer hielt der kaiserliche Dulder standhaft aus, unterstützt von der nie nachlassenden Zärtlichkeit und Pflege seiner edlen Gattin, ein Vorbild für alle Frauen, welche franke, leidende Männer haben. Und was für ein Ungewitter von beleidigender Verleumdung fiel mit aller Stärke auf die arme Kaiserin herab! Doch diese gehörte ihrer Abstammung nach auch dem zähen, widerstandsvollen Stamme der Nieder-Sachsen an und wankte und wich nicht.

Selbst auf dem Sterbelager wollte der Kaiser Friedrich ein klares, nicht mißzuverstehendes Zeichen allen seinen Anhängern geben, daß er von Jugend auf sein ganzes Herz der Aufklärung und einer fortschreitenden, geselzlichen Politik zugewandt habe.

Eine gute Gelegenheit fand sich bald. Herr v. Puttkamer, ein Hinterpommer und Minister des Innern, hatte seit Jahren seine ganze Macht und sein Ansehen darauf verwendet, die ganze staatliche Verwaltung in ein großes Wahlbüreau für den Fürsten Bismarck umzuwandeln. Diesem servilen, charakterlosen Menschen verdanken wir die nationalliberale Majorität im Reichstage und Landtage und die schrecklichen reaktionären Gesetze für das Wohlbefinden der oberen Zehntausend, die furchtbare Steuerlast auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, ungeheure Vermehrung der Armee und Flotte und die

grausame, schonungslose Verfolgung von vielen Tausenden armer Handwerker wegen ihrer sozialdemokratischen Religion; denn diese Gesinnung ist bereits eine Art Glaubensrichtung in Deutschland unter den vielen Millionen Arbeitern geworden. Seine Polizei vernichtete unter dem Vorwande des Belagerungszustandes alle bürgerlichen Freiheiten. Die beschworene Konstitution existirt schon lange nicht mehr. Tausende unschuldig verfolgter Männer wurden ausgewiesen, weil sie muthig für die Gesetze des Landes ihre Existenz einsetzten. Diese Männer haben soviel Ehre daran, trotz ihrer Armut, als dieser elende Trabant Bismarcks sich mit ewiger unvergänglicher Schande bedeckt hat. Fluch seinem Andenken!

Puttkamer repräsentirte die ganze Korruption und Niedertracht der Verwaltung, die er zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand des Kanzlers gemacht hatte. Ein rechtschaffener Regent, welcher die Verfassung aufrecht zu erhalten beschworen hatte, wie Kaiser Friedrich III., mußte ihn mit Abscheu betrachten. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, diesen Puttkamer zu verjagen.

Der Kanzler befand sich da in einem Dilemma. Die Vertreibung Puttkamer's war unstreitig sehr populär. Er dachte darüber nach, welchen Vortheil in der öffentlichen Meinung es ihm bringen würde, wenn er seinen Namen mit dem des Kaisers unter das Entlassungs-Dekret setzen würde.

Immer wieder tauchte die alte Frage an das Schicksal auf: wie lange konnte der Kaiser noch leben? Dauerte dieses Leben noch Monate oder vielleicht Jahre, dann natürlich war es weiser, Puttkamer über Bord zu werfen. Sollte jedoch das Leben Friedrichs nur noch Wochen oder Tage zählen, was für Nutzen konnte dann noch für die Dynastie Bismarck aus dieser Unterwürfigkeit hervorschauen?

Für Bismarck, der so lange Zeit absolut regiert hatte, war es aber ganz 'was Neues, mit noch einem Andern zu rechnen, der jedenfalls ein größeres Recht als er hatte, an die Geschicke Deutschlands zu denken. Das war ihm in seiner langjährigen Praxis mit dem alten Wilhelm nicht passirt.

Ein alter Diplomat, welcher lange Jahre hindurch den Reichskanzler in größter Nähe studirt hatte, sagt:

„Das Hauptunglück und die Schwierigkeit mit Bismarck zu verhandeln, besteht in seiner festen Einbildung, er müsse ganz allein für ganz Deutschland alle Denkarbeit besorgen. Er hat die feste Ueberzeugung, daß sein Gehirn so schwer wiegt wie die der ganzen übrigen Nation, und da er von diesem Größenwahn ganz durchdrungen ist, so wird er sofort zornig, wenn ihm Jemand widerspricht.“

Merger ist jedoch immer ein schlechter Rathgeber und der Fürst zeigt schon deutliche Spuren, daß er sich auf ungesunden Pfaden bewegt. Er hat bereits seine frühere Kaltblütigkeit verloren, die scharfe Entschiedenheit in seinem Urtheil, welche ihn früher vor anderen Sterblichen auszeichnete, scheint verschwunden zu sein.

Vielleicht wird es das deutsche Volk überraschen, wenn wir ihm mittheilen, daß der Fürst Bismarck damals nicht wußte, was er thun

sollte. *) Denn am Tage vor der Unterzeichnung des Entlassungsdekrets empfahl er dem Kaiser, es ruhig zu unterschreiben, jedoch am Tage nach seinem Erscheinen war er anderer Ansicht und erklärte dem Kaiser, derselbe wäre zu weit gegangen.

Sollte Jemand in höchsten Kreisen diese näheren Umstände (wie das gewöhnlich Brauch ist in Berlin in solch' kitzlichen Fällen) bestreiten als Unwahrheiten, so existirt ein sehr bestimmtes Faktum in Bezug der Wahrheit und Richtigkeit dieser Thatfachen. Kaiser Friedrich hat nämlich sein Tagebuch fortgeführt bis wenige Tage vor seinem Tode. In diesem Tagebuch notirte er Alles von Wichtigkeit. Wenn man diese Eintragungen prüft vor und nach der Entlassung des Puttkamer, so wird man alles Gesagte bestätigt finden in Betreff der Unentschiedenheit und des Schwankens des nun schon alternden Fürsten Bismarck.

Immer muß und wird das deutsche Volk eine dankbare Erinnerung an seinen sterbenden Kaiser im Herzen tragen, der, trotzdem ihn der Tod mit eisernem Griff an der Kehle gepackt hatte, noch so viel Liebe für sein unterdrücktes Volk hatte und mit Aufbietung der letzten Lebenskraft diesen elenden Puttkamer mit einem wohl applizirten Fußtritt aus dem Kaiserpalaste speditirte. Er flog hinaus und wurde von Bismarck und Genossen mit offenen Armen bei einem fröhlichen Festmahle empfangen, wo nicht wenig auf den sterbenden Kaiser und seine englische Frau geschimpft wurde.

Noch eine zweite Hauptsache gab es, wo der Reichskanzler trotz langen Nachdenkens zu keinem festen Entschlusse zu kommen vermochte, nämlich: die Einsetzung einer Regenttschaft, ohne seine eigene Machtstellung zu gefährden. Dieses Ereigniß verlor er nie aus den Augen. Es wäre eine Thron-Entsetzung gewesen und es war bekannt, daß die Prinzess willig war, zu thun, was Fürst Bismarck wünschte und für nöthig hielt.

Die kleinen deutschen Souveräne handeln mehr oder weniger unbedingt, wie es ihre Premierminister ihnen empfehlen, und alle diese Minister marschiren nach dem Kommando des Reichskanzlers. In jenem Augenblick also, wo es dem Fürsten Bismarck gefiel zu erklären, daß der Kaiser nicht mehr fähig sei, die Staatsgeschäfte zu leiten, da wurde die Regenttschaft eingesetzt. Die Schwierigkeit auf diesem Wege war die Erlangung der Bescheinigung seiner körperlichen Unfähigkeit durch seinen Leibarzt Sir Morell Mackenzie. Deutsche Aerzte in ihrer kriechenden Unterwürfigkeit vor dem Willen des allmächtigen Staatsmannes hätten mit der größten Willfährigkeit ein solches Certificat ertheilt. Alles dies hatte das Kaiserpaar aber schon lange vorausgesehen und darnach die Wahl des englischen Leibarztes in weiser Voraussicht getroffen.

*) Der eiserne Kanzler wurde plötzlich unentschlossen wie ein junges Mädchen. Das wichtigste Argument vergißt der Verfasser. Abtreten hieß den 80 Millionen und mehr betragenden Reptilienfonds aus der Hand geben, welcher die Quelle seines Reichthums ist. Nur einige Monate ohne diesen Segen, und was mußte aus Deutschland werden? Dann aber kam die fatale Abrechnung, welche er gern bis nach seinem Tode hinauschieben möchte.

Nun trat die tödtliche Wunde hinzu, welche die Rantle Bergmanns gemacht hatte. Es war vorauszusehen, daß der Kaiser nur noch ganz kurze Zeit leben würde, und da scheute sich Bismarck, eine Regentschaft einzusetzen, das war nicht mehr der Mühe werth. Nach vielem zweiseln den Schwanken, welches im Palaiste nicht geringe Angst und Sorge verbreitete, entschied endlich Fürst Bismarck sich dafür, den Tod, der ja doch bald eintreten mußte, abzuwarten, und dieser zögerte nicht, sondern kam mit raschen Schritten.

Noch eines anderen Umstandes wollen wir hier Erwähnung thun und er dient sehr dazu, die Methode von der Bismarck-Dynastie zu illustriren. Es ist nämlich sein gebieterisches Veto, welches er einlegte gegen die Heirath der Prinzess Victoria mit dem ehemaligen Fürsten der Bulgaren, Alexander Battenberg.*)

Im Allgemeinen ist die Ansicht weit verbreitet, daß das Verbot dieser Heirath die bekannte Unterwürfigkeit Bismarcks gegen den Willen Rußlands gerichtet sei, und den mächtigen Zaren wollte man nicht erzürnen. Wenn aber einmal die Privat-Geschichte dieser dreimonatlichen Regierung geschrieben werden wird, dann wird man ohne Zweifel bald die Wahrheit und den richtigen Zusammenhang herausfinden.

Dieses Verbot, die Heirath mit dem Battenberg, sollte staatsgefährlich sein, so wurde vom Reichskanzler öffentlich die Sache dargestellt. Mit des Zaren Unwillen wurde viel Unfug getrieben, in Privatkreisen aber wußte man, daß die Sache ganz anders zusammenhing. Der junge Kronprinz haßte Alexander Battenberg, diesen bildschönen, intelligenten und auch herzensguten Mann, dem die Herzen aller Weiber stets entgegenschlugen. Selbst der alten Queen Victoria hatte er es angethan, denn sie konnte sich, wenn er von Valmeral abreiste, nicht satt an seinen hinterlassenen Photographieen sehen und hatte ihren Leibmaler mit Anfertigung seines Bildes in Lebensgröße beauftragt und betrachtete ihn schon als ihren künftigen Enkelsohn.

Man hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In den geheimen Artikeln, in welchen sich der künftige Kaiser verpflichtet hatte, die Bismarck-Dynastie aufrecht zu erhalten, da stand auch als Gegenleistung die Verhinderung der Heirath seiner Schwester mit dem Battenberg. Nur persönlicher Neid und Haß waren die Triebfedern. Fürst Bismarck hielt jenen Vertrag aufrecht und verbot das Aufgebot der beiden bereits Verlobten und stark Verliebten.

Auf den todtkranken Kaiser hatte dies üblen Einfluß, aber man beschwichtigte ihn mit der Vertröstung auf die schönen Sommertage. In Homburg auf der Höhe wollte man im Geheimen die Ehe schließen.**)

*) Die für das deutsche Volk interessanteste und Lehrreichste Mittheilung ist die auf die Battenberg'sche Heirath bezügliche. Sie zeigt, wie schamlos das Volk belogen wird von denen, die seine treuen Sachwalter zu sein vorgeben. Man schwindelt ihm vor, das Wohl und Wehe des Vaterlandes stehe auf dem Spiele, und es ist nichts in Frage als die Laune eines halbreifen Prinzen.

**) Das glaubten wenigstens die am meisten Betheiligten. Aber so eingewurzelt ist das Mißtrauen, das Bismarck selbst gefäet, daß sogar geglaubt wurde, er rathe zur geheimen Heirath, um sich einen Vorwand zu schaffen, die Regentschaft zu proklamiren. Daß der Vater der gefälschten Telegramme solcher Mittel fähig, daran zweifelt kein Mensch. Fraglich ist uns, ob er sie im Ernst für nöthig hielt.

IV.

Der Tod machte den unfäglichen Leiden Kaiser Friedrichs ein Ende. Nach einer Regierung von 90 Tagen war endlich das so lange mit Furcht und Mißtrauen vom Kanzler betrachtete Hinderniß beseitigt.

Der Tod hatte den Sieg gesichert, denn Glück hat ja der Mann bei allen seinen Unternehmungen in Hülle und Fülle stets gehabt. Nachdem sich das Grab über dem Sarge Friedrichs III. geschlossen hatte, schien der Weg für die Herrschaftsträume Bismarcks frei und geebnet.

Nun war nicht mehr die Rede von einem „wahrhaft konstitutionellem Fürsten“. Das ist ihm alles Wurst, ist seine stehende Redensart. Auch die „Unterrock's-Politik“ (bis auf die illegitimen, die ja auch jetzt großen Einfluß ausüben sollen) sollte ein Ende haben. Der mannhafte Teutone sollte auch einen mannhafsten Leiter und Regierer haben.

Die bösen Mornen und der Tod hatten die milderen Einflüsse einer liberalen Regierung besiegt. Der Fürst Bismarck konnte nun seine Dynastie in Frieden etabliren und befestigen, nichts stand ihm mehr im Wege.

Großmuth und Vergeben und Vergessen gehören nicht zu den Bismarck'schen Tugenden. Alle Welt in Deutschland weiß es und man kennt die vielen Tausend Anklagen auf Bismarck-Beleidigungen, für welche er der Billigkeit wegen gedruckte Formulare den Staatsanwälten übergeben hat.

Er hatte schließlich triumphirt, aber das war für ihn kein Trost für den vielen Aerger der letzten Regierung. Nun war es nöthig, Diejenigen gründlich zu züchtigen, die sich mit dem Souverän auf irgend eine Weise gegen ihn verbunden hatten, welche die Kühnheit gehabt hatten zu denken, daß Deutschland noch länger ohne den Reichskanzler imstande wäre zu existiren.

Zuerst und vor allen Dingen kam die unglückliche Dame an die Reihe, welche 30 Jahre lang alle Sorgen und Freuden des Dahingegangenen mit ihm getheilt und trotz alledem gewagt hatte, im Herzen eine Engländerin zu bleiben.

Aus deutscher Welfenfamilie abstammend, Tochter eines deutschen Vaters, naturalisirte Deutsche, durch ihre Heirath und ihren Wohnsitz die Frau eines deutschen Kaisers und die Mutter eines solchen, hatte sie doch nie aufgehört, ihr Vaterland England zu lieben und hochzuschätzen; ein Land allerdings, wo man nicht auf allen Straßen den Säbel rasseln hört und wo man noch andere Lebensideale und Ziele kennt, als die, ein preussischer Grenadier zu sein.

Mit allen Bestrebungen ihres Gatten hatte sie eifrig sympathisirt und auch seine Antipathien gegen alles Gemeine und Schlechte theilte sie. Von ihr war zuerst der unabhängige Gedanke ausgegangen und sie hatte ihn auch in dem Kaiser bestärkt, endlich einmal den kaiserlichen Thron von dem immer stärker werdenden Schatten des riesenhaften Major Domus zu befreien.

Auf die alleinstehende trauernde Wittve fiel zuerst der Blitzstrahl des nie verzeihenden, rachsüchtigen Reichskanzlers, der sich von ihr tief beleidigt fühlte. (Deutsche Gerichte hatten erklärt, es genüge, wenn sich der Kanzler beleidigt fühle, um ein verurtheilendes Erkenntniß zu erlassen.)

Für eine zartfühlende Frau, welche ihren sterbenden Mann zwölf Monate lang Tag und Nacht aufopfernd gepflegt hatte (was bei dieser pestilenzialischen Krankheit keine leichte Aufgabe war), ihn geleitet hatte Schritt für Schritt auf dem langen Todespfade, da konnte es wohl nichts Marternderes geben, als die schwere Beschuldigung, sie hätte in ihrer Pflege in verschiedenen Punkten grobe Fehler begangen, ohne welche sein Leben gerettet worden wäre. Und diese faulen Angriffe kamen von einer Seite, wo man stets Friedrichs baldigen Tod gewünscht hatte.

Raum hatte die Beisetzung stattgefunden, da kam aus der Staatsdruckerei das Pamphlet der deutschen Aerzte, welche mit brutaler Arroganz erklärten, der Kaiser sei falsch und den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft entgegen behandelt und dadurch sei seine Genesung unmöglich gemacht worden. Alle gegen Sir Morell Mackenzie gerichteten Keulenschläge fielen auf die Kaiserin-Wittve, welche die Autorität des englischen Arztes stets aufrecht erhalten hatte wegen seiner großen Geschicklichkeit, Erfahrung und seiner unermüdeten Pflege bis zum letzten Augenblick.

Sir Morell Mackenzie antwortete auf diesen schnöden Angriff, wo man den Brotneid der deutschen Aerzte aus jeder Zeile hindurchblicken sah. Man hatte in Berlin die bodenlose Gemeinheit, seine Vertheidigungs-Broschüre „Friedrich der Edle“ durch die Polizei verbieten zu lassen, während die der Gegenpartei allüberall frei vertrieben wurde. —

167 p.: Unterdessen wurde die ganze Lage der Kaiserin-Wittve dergestalt unerträglich, daß fogar ein Gerücht umlief, daß sie von ihrem Sohn unter Stubenarrest gehalten würde. Gleich nach dem Tode Kaiser Friedrichs hatten die Garde-Husaren nämlich alle Zugänge des Schlosses Friedrichskron plötzlich besetzt, während die Polizisten des Kanzlers alle Räume vom Keller bis auf den Boden sorgfältig durchsuchten. (Nach dem Tagebuche.)

Die giftigen Angriffe der Reptilienpresse hatten keinen Moment aufgehört und die Kaiserin Victoria befand sich in einer isolirten, zurückgesetzten, man möchte sagen verlassenem Lage, obwohl sie zur allgemeinsten Sympathie berechtigt gewesen wäre. Wer würde es wohl gewagt haben, ihr hilfreich zu nahen, wo man deutlich solchen Haß aus allen Maßnahmen der oberen Regionen hervorleuchten sah? Dazu sind die Berliner noch nicht kühn genug und die Männer aus dem Volke, die wohl diesen Muth besitzen, standen diesen Machenschaften von jeher zu fern.

Die Kaiserin hatte aber in weiser Voraussicht bei guter Zeit alle Tagebücher nach einem Lande überführen lassen, wo offizielle Haus-suchungen noch nicht zu den allgewöhnlichsten Vorkommnissen wie im deutschen Reiche, Dank seiner absolutistischen und Kanzler-

Regierung, geworden sind. Man ist schon so entnervt, daß man sich über derartige brutale Scheußlichkeiten gar nicht mehr entrüstet. Schweigend, in dumpfer Resignation, beugen selbst starke Männer ihr Haupt vor solcher fortdauernden Niedertracht; die Uebermacht der Singo-Partei (der nationalliberalen Nordspatrioten) ist zu groß.

Endlich zwang man die Kaiserin-Wittve zur Herausgabe des Tagebuchs unter Androhung, ihre Apanage mit Beschlagnahme zu belegen. Und warum nicht? Die Doktrin „Wehe dem Besiegten!“ wurde rücksichtslos in Anwendung gebracht. Dem Sieger gehört immer die Beute.

Der neue Kaiser, Wilhelm II., ein halsstarriger, eigensinniger, religiös ganz beschränkter junger Mann und auferzogen unter dem Zauber der Bismarckschen, allerdings wunderbaren Erfolge, zeigte sich als kein ungelehrter Schüler seines Meisters. In seiner ersten Jugendzeit, noch unter dem elterlichen Dache lebend, war er ein gehorsamer und liebevoller Knabe gewesen, als er aber nach Bonn auf die Universität kam in seinem 16. Jahre, da begann die Entfremdung von seinen Eltern, die so bittere Früchte tragen sollte. (Mit 16 Jahren befindet sich der gewöhnliche Durchschnittsjunge in Deutschland in Ober-Tertia oder Sekunda.) Was muß dieser junge Wilhelm also für ein abnormes Genie sein und welch' Gedächtniß gehabt haben, die schwere Abgangsprüfung, an welcher gewöhnlich 20jährige Jünglinge hart arbeiten müssen, vier Jahre früher bestanden zu haben. Seinen Reden und Stylübungen, welche wir in letzter Zeit bei allen Gelegenheiten gesehen und gehört, kann man allerdings diese außergewöhnliche Begabung nicht anmerken, die erinnern an Tertianer-Stylübungen.

Zu den Studenten scheint er sich auch nicht gehalten zu haben, ihn zogen mehr die jungen Kriegshelden in spe an. Die bunten Uniformen scheinen von jeher einen berückenden Zauber auf ihn ausgeübt zu haben. Diese jungen, leichtlebigen Offiziere der Bonner Garnison schmeichelten dem Knaben, in dem sie bereits die aufgehende Sonne anbeteten. Sie erfüllten seinen mehr als einfachen Kopf mit allerlei ehrgeizigen Träumen, wie er berufen sei, die Rolle Friedrichs des Großen demnächst zu spielen. Ehrgeiz und Selbstüberschätzung suchten sie auf alle Weise in ihm zu erwecken, was unter Umständen für das ganze Reich gefährlich werden kann. Wir wollen das Ende abwarten.

Seine Geldzulage bezog er von seinem reichen Großvater, der einen Schatz von 80 Millionen hinterlassen hat, nicht von seinem Vater, und das scheint uns ein Hauptfehler gewesen zu sein. Auch der alte Fritz wurde von seinem geizigen Vater so knapp gehalten, daß er stets von anderen Seiten sich Geld verschaffen mußte. So kam es auch, daß das Wohlwollen Bismarcks ihm mehr galt, als die Liebe und Achtung seiner Mutter (bei der in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhörte. Sie ist nämlich ebenso geizig wie ihre Mutter).

Das Endresultat war, daß er sich, als er Bonn verließ, bereits als eine wichtige Person im Staate zu fühlen begann. Er hatte Freunde, eine Partei, und auch in der Armee eine Clique von Schmarozern um sich gebildet, deren Streberei er mit Hilfe seines alten Großvaters

eifrig förderte und die sich ihm natürlich sehr verpflichtet fühlten. Seinem Vater war es in seiner Jugend niemals eingefallen, seinem eigenen Ehrgeiz, weder in Beamtenkreisen noch in der Armee so die Bügel schießen zu lassen, denn er war kein eigensüchtiger Streber.

Aber in dem jungen Sohn schien sich dieser Ehrgeiz in doppeltem Maße eingenistet zu haben. Stets eifrig für sein Avancement besorgt, mißgönnte er neidisch Anderen ihre Beförderung, welche sie in Folge eifriger Dienste errungen hatten. Der junge Prinz war der gelehrige Schüler seines cynischen, habüchtigen Meisters und behandelte seine Mutter, ohne daß es ihm schwer wurde, moralisch in derselben Weise, wie Herbert Bismarck, sein Busenfreund, die Frauen meist behandelte.

Er war so unempfindlich gegen seiner Mutter Gefühle, daß er ihren Bruder, den Prinzen von Wales (dieser ist übrigens ein übel berüchtigter Säufer, Spieler und Hurenbock der schlimmsten Art), mit äußerster Unhöflichkeit traktirte, so daß dieser vermied, mit seinem Neffen zusammenzukommen. Im Publikum wurde es bemerkt, als der Kaiser Wilhelm II. den Kaiser von Oesterreich besuchte und der Prinz von Wales ebenfalls in Wien anwesend war, da vermieden sich Beide auf das Sorgfältigste. Der Prinz von Wales kannte die klogige Brutalität Herbert Bismarcks und that den äußersten Schritt der Feindschaft, sogar alle Verbindungen mit denjenigen Personen abzubrechen, welche den Grafen Herbert in ihrem Hause empfangen hatten. Der Boycott scheint also vollständig zu sein. Ob aber der Widerwille des künftigen Königs von England vortheilhaft für den diplomatischen und geschäftlichen Verkehr des zukünftigen deutschen Reichskanzlers sein dürfte, überlasse ich dem Urtheil unparteiischer Männer.

V.

Gerade während die persönlichen und sozialen Beziehungen zwischen dem englischen und deutschen Hofe sich so unangenehm zugespitzt hatten, da explodirte plötzlich eine Mine unter den Füßen der herrschenden Partei durch die unerwartete Veröffentlichung des Kriegs-Tagebuches in der „Deutschen Rundschau.“

Die Geschichte seiner Herausgabe ist sehr einfach. Dr. Geffken, ein Hamburger Jurist, mit ungewöhnlicher schriftstellerischer Begabung ausgestattet, besaß schon seit 30 Jahren das ganze Vertrauen des Kaisers Friedrich III. (derselbe hatte auch seine Manifeste an das deutsche Volk redigirt) und war im Februar 1873 von dem damaligen Kronprinzen nach Wiesbaden eingeladen worden, bei welcher Gelegenheit derselbe Dr. Geffken sein Tagebuch aus den Kriegen von 1870—1871 geliehen hatte. Nach etwa 3 Wochen retournirte dieser die Schriftstücke mit einem dankenden Begleitschreiben.

Dieses Tagebuch besteht aus ungefähr 700 Seiten von der eigenen Handschrift des Autors. Von diesem Tagebuch hatte Dr. Geffken einen Auszug von 20 eng geschriebenen Seiten gemacht, lediglich politischen Inhalts, obwohl das Diarium meist militärische Sachen betraf.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich beschloß nun Dr. Geffken im August 1888, diesen Auszug aus dem Journal zu veröffentlichen und übergab sein Manuscript dem Redakteur der Rundschau, Herrn Seymann Lewi (Kobenberg), indem er glaubte, dadurch ein geschichtlich aufklärendes Werk zu thun.

Namentlich kam es ihm darauf an, der weitverbreiteten Ansicht entgegen zu treten, daß Kaiser Friedrich eigentlich ein edler, aber unpraktischer Ideologe gewesen wäre. Aus dem Tagebuch geht aber klar hervor, daß er die eigentlich treibende Kraft gewesen ist, welche das Deutsche Reich wieder aufgerichtet hat.

In allen Geschichtsbüchern wird aber stets erwähnt, daß der Kaiser Wilhelm I. und Bismarck die Idee der Wiederherstellung des Deutschen Reiches angestrebt hätten, was der Wahrheit geradezu in's Gesicht schlägt. Beide haben nur indirekt dafür gewirkt und waren im Herzen echt preussisch.

Kaiser Friedrichs Vorsätze waren von jeher edel und die Mittel, welche er angewandt wissen wollte, einfach und harmlos; anscheinend konnte man nichts dagegen einwenden. Die Auszüge erschienen im September in der „Deutschen Rundschau“. Sofort konnte man in den Bismarck'schen Kreisen eine fremdartige, unruhige Bewegung wahrnehmen. Die „Deutsche Rundschau“ wurde von der Polizei unterdrückt und die ganze reizende Maschinerie unseres Kriminal- und Strafgesetzbuches in Bewegung gesetzt, um zu ermitteln, wer diese gefährlichen Veröffentlichungen veranlaßt habe.

Der Fürst Bismarck verlangte in einem Bericht, welcher auf Befehl des Kaisers abgefaßt war, von diesem die Erlaubniß, den Herausgeber auf Grund der Kriminalklage auf Hochverrath verfolgen zu dürfen. Von allen Staatschriften, welche der Kanzler mit eigener Hand verfaßte, ist diese Darstellung sicher die ungewöhnlichste und skandalöseste, denn sie strotzt von rabulistischen Kniffen, Verdrehungen und offenbaren Entstellungen der Wahrheit. Wenn man diese Darstellungen liest, empört sich jedes Gefühl für Anstand, man bekommt einen förmlichen Widerwillen gegen die maßlose Unverschämtheit und kolossale Heimtücke.

Es versetzt einem einen förmlichen Stich, wenn man den Eingang der Anklageschrift liest, welche die Echtheit des Tagebuchs anzweifelt:

„Ich betrachte das Tagebuch in seiner jetzigen Form als nicht echt.“

und wenn man diesen Bericht bis zu Ende liest, in dem sich ein außerordentlicher Aufwand historischer Kritik breit macht, so kommt er zu dem Schlusse, daß dieses Tagebuch

„untergeschoben, und seine Veröffentlichung eine Fälschung sei, zuerst gegen das Andenken Kaiser Friedrichs gerichtet.“

Ganz heuchlerisch setzt der Kanzler hinzu:

„Das Andenken Kaiser Friedrichs bildet einen werthvollen Besitz des deutschen Volkes und auch der Dynastie der Hohenzollern. Es muß daher geschützt werden gegen die ekelhaften Tendenzen dieses verleumderischen Pamphlets.“

Und nun, um des Kaisers Andenken zu föhnen, bringt er eine Reihe von Anmerkungen, welche ungefähr Folgendes enthalten:

„1) Daß 1870 der Kronprinz von seinem Vater mit solchem Mißtrauen betrachtet wurde, daß man ihn grundsätzlich außerhalb der Kreise der politischen Verhandlungen hielt. (Die Nachenschaften des alten Wilhelm und seines Kanzlers hatten auch alle Ursache, das Recht zu sehen.)

2) Daß dieses Mißtrauen begründet wäre durch die indirekten Enthüllungen, welche der Kronprinz sehr leicht dem englischen Hofe machen möchte, welcher voll französischer Sympathien wäre; und ferner, die Wege, welche der Kronprinz vorgeschlagen, zu gewalthätiger und ehrgeiziger Natur, ihm von Rathgebern sehr zweifelhafter Fähigkeit eingeblasen worden wären.

3) Ferner, daß dadurch, daß der Kronprinz Alles gleich auf der Stelle niederschrieb, eine Menge Irrthümer gegen Zeit und Thatfachen vorkämen.

4) Daß der Kronprinz (dessen Urheberschaft des Tagebuchs endlich zugegeben wurde) Ideen des Verrathes gegen seine süddeutschen Allirten unterhielt, welche gleich widertwärtig vom Standpunkte anständiger Gefühle, wie politisch unpraktisch wären.

5) Daß sich der Kronprinz mit plumpen, unanständigen und namentlich ganz unfähigen Rathgebern umgeben hätte. Mit einem Wort, der verstorbene Kaiser ist als eine Mischung von Narr und Schurke in seinem Charakter hingestellt worden.“

Die gerichtliche Verfolgung wurde also angestrengt und der ganze Apparat des deutschen Inquisitionsgesetzes in Kraft gesetzt, um den Herausgeber dieser „Verleumdung des verstorbenen Kronprinzen“ nachdrücklich zu züchtigen und zu bestrafen.

Die eigentliche Ursache der Wuth des Fürsten Bismarck ist nicht weit zu suchen. Unwille gegen das erwähnte Libel gegen den verstorbenen Kaiser war sicher der allerletzte Grund. Das war nur Maske und erschien allen „Wissenden“ lächerlich. Nicht weil das Tagebuch Friedrichs III. Andenken diskreditirte, sondern allein, weil es einen fürchterlichen Schlag auf die Bismarck'sche Legende seiner Unfehlbarkeit gethan hatte, auf welche er seine Dynastie gründen will, deshalb allein wurde Dr. Geffken so hart verfolgt.

Das Tagebuch hatte unzweifelhaft eine wunde Stelle des Kanzlers berührt, denn wenn ein Staatsmann eine Dynastie auf seine geniale Voraussicht, seine Weisheit und seinen Muth bei Ergreifung der Initiative im richtigen Moment zu gründen beabsichtigt und plötzlich findet sich ein geschichtliches Dokument ersten Ranges, welches das Gegentheil von allen in Deutschland seit 30 Jahren verbreiteten Märchen über D. Bismarck klar beweist, so ist dies ungefähr von derselben Wichtigkeit, als wenn unverhofft Aktenstücke an's Licht gebracht werden, welche die Illegitimität der Bourbons oder der Habsburgischen Kaiserfamilie darlegen.

Dieses Tagebuch erschütterte aber die wahren Fundamente, auf welche der Kanzler die Nachfolge für seinen Sohn gründen will; denn ein unangreifbares Zeugniß des verstorbenen Kaisers, sorgfältig Tag für Tag zu Papier gebracht in der Reihenfolge wie sich die geschichtlichen Begebenheiten abspielten zur Zeit der Gründung des Deutschen Reiches, bewies unumstößlich, daß es nicht der stets absolut und willkürlich handelnde Kanzler gewesen war, welcher die günstige Gelegenheit

der Lage vor seinem inneren Blick wahrgenommen hatte, sondern der streng konstitutionelle, bescheidene Kronprinz. — Dieser war also die treibende Kraft gewesen, welche die deutsche Einheit begründete, nicht D. Bismarck.

Es war nicht der alte Mann (Wilhelm), sondern der junge Prinz, in dem der lebendige Glauben und der glühendste Enthusiasmus für die Verwirklichung der Träume unserer Dichter und die stets zurückgehaltenen Hoffnungen unserer Vorfäter gewaltet und gelebt hatte.

Der Standpunkt des alten Wilhelm ist am klarsten aus seinen eigenen Worten zu ersehen:

„Mein Sohn ist mit seiner ganzen Seele den Ideen der neuen Zeit ergeben, für die ich mich durchaus nicht interessire, ich bin und bleibe ein Preuße. Aber ich sage, er und seine Nachfolger werden erst das Kaiserreich in Wahrheit etabliren.“

Jeder Deutsche und Preuße kennt den Charakter des alten Kaisers, so war er sein Lebelang und es ist nichts Ueberraschendes darin, aber nun höre man das Tagebuch noch später, am 14. November 1870, also nach den siegreichen Schlachten. Da zuckt der Kanzler mit den Schultern und schüttelt ungläubig den Kopf über die Idee eines Deutschen Kaiserreiches und fragt den Kronprinzen, wie er es machen wolle, alle die süddeutschen Könige und Fürsten unter den Falten des Kaisermantels zu bergen.

Es war mehr als des Reichskanzlers stolzer Sinn ertragen konnte, jetzt die Antwort des Kronprinzen gedruckt lesen zu müssen:

„Zawohl! Da ist wirklich keine Gefahr, welche wir dabei laufen. Laßt uns nur fest und ohne Umstände vorwärtsgehen und Sie werden sehen, daß ich Recht hatte, wenn ich stets behauptete, Sie hätten noch immer nicht das volle Bewußtsein von der Ihnen innewohnenden Machtfülle!“ —

Dieser Bericht einer Unterhaltung, welche mit einem Protest abschließt gegen die Weise, wie Bismarck eine wichtige welthistorische Gelegenheit ängstlich verabsäumt, ist der Grund zu der außerordentlichen Heftigkeit, mit welcher die Verfolgung angebahnt wurde.

Hier lag das große Vergehen des Dr. Geffken. Er war es gewesen, wie die Anklage-Akten ausführten, der die großen Verdienste des Reichskanzlers zu verkleinern gewagt hatte.

Sobald es entdeckt war, daß Dr. Geffken der Mann war, der das Tagebuch der Rundschau übermitteln hatte, wurde er auf Hamburger Grund und Boden von der preußischen Polizei verhaftet und in Berlin in's Gefängniß geworfen wie der gemeinste Verbrecher, jede Kaution wurde verweigert. Dr. Geffken hätte nur ruhig in Helgoland bleiben können, was er leichtsinniger Weise im Gefühle seiner Schuldlosigkeit nicht that.

Keine Hand rührte sich zu seiner Befreiung. Die stolzen Wälle der einst so festen Hansestadt sind gefallen. Die Kanonen auf dem Ericus zeigen nur die steigenden Gewässer der Elbe an; gegen die preußische Sündfluth, von der Hamburg jetzt heimgesucht ist, sind sie machtlos. Die dumpfen Klänge der Trommeln der alten

Bürgerwehr sind verstummt und übertönt von dem Geräffel der kleinen preußischen Tambourins. Wir sind ordentlich unter die Pickelhaube gerathen.

Dr. Geffken, Sohn eines Hamburger Senators, ein hochgebater Jurist, Staatsmann, Diplomat und Schriftsteller, obwohl kirchlicher Reaktionär, doch ein hochgeachteter Hamburger Bürger, schmachtete, durch rohe Polizeifäuste aus seiner Familie gerissen, im Moabiter Zellen-Gefängniß infolge eines willkürlichen Nachtgebotes des alten Bismarck. Diese rohe Behandlungsweise hätte beinahe den Tod des alten, kränklichen Professors zur Folge gehabt.

Die Methode der despotischen Gewaltmaßregeln dieser jüngsten Dynastie im 19. Jahrhundert zeigt deutlich, wie wenig sie sich unterscheidet von derjenigen, welche die Tyrannen Roms vor 2000 Jahren anwendeten.

Wenn Dr. Geffken im Gefängniß gestorben wäre, so hätte sich Fürst Bismarck damit gebrüstet, daß der Teufel nur den geholt hätte, der ihm längst verschrieben. Im großen schwarzen Register des Spionage-Preß-Bureaus in Berlin, in diesem Bienenkorb, wo geheime Denunzianten und Spizel das große Wort führen und Alles zusammentragen, was mißliebige Männer seit Jahren gesprochen und geschrieben, daselbst fand man auch einen Bericht über den Dr. Geffken. Er hatte ganz unbefangen in einer Privat-Gesellschaft vor mehr als 10 Jahren geäußert:

„Der Fürst Bismarck sei ein schmutziger, geiziger, habüchtiger Mann, derselbe habe in seinem ganzen Charakter keinen edlen Zug und nie hätte man Freundlichkeit, Veröhnlichkeit oder Milde gegen seine Widersacher bei ihm wahrgenommen. Kein Vergeben, keine Gnade sei der Grundzug seines harten Wesens.“

Das war mehr als hinreichend, um Dr. Geffken die ganze Schwere seiner Faust fühlen zu lassen.

Nicht gefesslich, sondern infolge der Willkür des Kanzlers ist Dr. Geffken beinahe zum Tode verurtheilt worden. (Wie vielen unglücklichen Sozialdemokraten ist dies geschehen!) Die Leiden der langen Gefängnißhaft, die veränderte Lebensweise, Essen und Wasser, keine Bewegung in frischer Luft, strenge Abgeschlossenheit im Verkehr mit seinen Verwandten und Freunden, die Angst vor der schweren Strafe, welche die gewöhnlich so willfährigen Gerichte über ihn verhängen konnten, brachen die körperliche Konstitution des Gefangenen.

Der Gefängnißarzt erwartete bestimmt seinen Tod zur Weihnachtszeit. Man mußte diese Nacht bei ihm wachen, da eine gefährliche Diarrhöe seine Lebenskräfte gänzlich heruntergebracht hatten. Man hatte nicht geglaubt, daß er den Morgen erleben würde; aber der gute Hamburger Magen besiegte alle Gefahren.

Während der unglückliche Gefangene mit dem Tode rang, hatte die preußische Polizei die, wie man sich leicht denken kann, sehr umfangreichen Schriftstücke und Brieffschaften mit aller Welt von vorn bis hinten überholt, die Preßschmierfinken des Reptilienfonds mußten Auszüge aus allen verhänglichen Briefen machen, die Hauptstellen

wörtlich anführen, damit die Kriminalklage auf Hoch- und Landesverrath auch ordentlich begründet werden konnte.

Eine der Haupt-Privilegien des deutschen Staatsbürgers ist, daß die Polizei jeden Augenblick unter irgend welchem frivolen Vorwande das Recht hat, seine ganzen Brieffschaften und Schriften zu durchsuchen und mit Beschlagnahme zu belegen. Was dabei für Teufeleien vorgekommen und gefälschte Schriftstücke in die Akten hineinpraktizirt worden sind, wird die baldige Zukunfts-Abrechnung an's Licht bringen. Die Zivilisation hat in Zentral-Europa noch viel Arbeit vor sich, namentlich um die Rechte eines Menschen der Polizeiwillkür gegenüber sicher zu stellen. Vorläufig existiren dergleichen Rechte nicht, und hilflos ist der Unglückliche der scheußlichsten Willkür preisgegeben, noch mehr wenn er ein armer Arbeiter ist, dann passiren Sachen in den Polizeigefängnissen, von denen selten das Publikum Kenntniß erlangt. Die Hauptbetheiligten schweigen gewöhnlich aus falscher Scham.

So große Mühe sich auch die Bismarck'schen Gerichts- und Polizei-Trabanten gegeben hatten, diese moderne „Sternkammer“ konnte nichts entdecken, was Dr. Geffcken's Verurtheilung herbeiführen konnte. Dr. Geffcken's Vertheidigung wurde nicht einmal für nöthig gehalten, denn das Ober-Reichsgericht in Leipzig nahm den Prozeß nicht auf, indem es anführte, Dr. Geffcken hätte das Tagebuch im guten Glauben veröffentlicht, daß es nichts Gefährliches enthalte, nur allein die wörtlichen Auslassungen des Kaisers Friedrich gebracht und sei Dr. Geffcken sofort außer Haft und Verfolgung zu setzen.

So befahl der Präsident des Gerichts, Dr. Simson, und so geschah es auch. Dr. Geffcken wurde in vollständiger Unkenntniß gehalten über den Gang des Prozesses, die meisten der anklagenden Dokumente wurden vor ihm verheimlicht. Am 4. Januar 1889 wurde ihm noch verboten, mit seinem Vertheidiger Dr. Isaac Wolffohn in Hamburg zu korrespondiren. Am 5. Jan. Morgens kam der Gefängniß-inspektor plötzlich in seine Zelle und sagte ihm, daß er frei sei. Nun stürmten die Gefangenwärter herbei, stopften schnell seine Habseligkeiten in den Koffer und eine halbe Stunde später befand sich Dr. Geffcken bereits auf dem Hamburger Bahnhofe. Erst nach 4 Tagen erhielt er das Dekret des Ober-Reichsgerichts, welches seine sofortige Freilassung verfügte.

Dr. Geffcken kam in Hamburg so entkräftet an, daß es ihm unmöglich war, nach der Riviera (Nizza) zu reisen, wie es der Arzt verordnet hatte zur Stärkung und Wiederherstellung seiner Gesundheit. Er fand einen Berg von Telegrammen und Briefen vor, enthaltend Glückwünsche, Wünsche um Unterredungen, alle möglichen und unmöglichen Vorschläge und Pläne, Photographien für illustrierte Blätter, Zeitungsartikel, Lebensschicksale u. u. Dr. Geffcken will aber, ehe seine Gesundheit sich nicht gebessert, diesem ganzen Kampfe, der um ihn wüthet, fremd bleiben.

Bis jetzt hat er noch keine Zeile geschrieben oder Andere dazu veranlaßt, aber nach seiner Rückkehr hatte man ihn vor eine Kommission

zittirt, welche, durch seinen Sohn veranlaßt, darüber entscheiden sollte, ob er nicht reif für Friedrichsbergs Gummisäle wäre oder wenigstens entmündigt zu werden verdiene.

Dem Fürsten Bismarck ist seine Beute entschlüpft, aber Niemand kennt die Abgründe seiner bodenlosen Rachsucht, sobald sein Wille von irgend einer Person durchkreuzt oder gehindert wird. Die althergebrachte Hochachtung vor juristischen Formen, welche in der alten Legende sich wieder spiegelt: „Es giebt noch Richter in Berlin!“ oder wie in diesem Falle „in Leipzig“ kennt der hochfahrende, sich selbst überschätzende Stolz des Fürsten Reichsfanzlers nicht. Er ließ von seinen servilen Schreibern ein ganz besonderes Schriftstück abfassen, um die öffentliche Meinung gegen Dr. Geffken aufzuwiegeln. Er hatte die bodenlose Gemeinheit begangen, sich darin auf Privatbriefe anderer Personen und der darin enthaltenen Meinungen und Ausdrücke zu beziehen. Eine Indiskretion, welche bis jetzt beispiellos in der deutschen Rechtspraxis dasteht.

Dieser Schritt geschah im Interesse Sr. Majestät Justizpflege, um den Regierungen sowohl als dem Publikum die Augen zu öffnen und sich ein eigenes Urtheil zu bilden über diesen eigenthümlichen Fall und in welcher sonderbaren Weise die Leipziger Richter darüber geurtheilt hätten. Seine Wuth und Bosheit machten ihn schon halb verrückt.

Das nächste Resultat für diesen pöbelhaften Angriff auf den obersten Gerichtshof des Reiches war, daß der sonst so servile Justizminister Dr. Friedberg um seine Entlassung nachsuchte. Er war ein rechtschaffener Mann und ebenfalls ein treuer Freund des Kaisers Friedrich gewesen, welcher ihn noch auf dem Sterbelager mit dem höchsten Orden Preußens, dem schwarzen Adler, beschenkt hatte. Noch ist es nicht bekannt, wie sich das Ober-Reichsgericht zu diesem letzten Angriff des Reichsfanzlers stellen wird, welcher sich in seinem Größenwahne einbildet, über allem Recht und allen Gesetzen zu stehen.

Wir wollen nun die als Bruchstücke bekannten Stellen des Tagebuches nicht näher untersuchen, sondern nur die Hauptpunkte berühren:

- 1) Erhellte aus dem Tagebuch, daß Bismarck aus bekanntem preussischem Junkerpartikularismus der Gründung des Kaiserreiches widerstrebte;
- 2) daß der alte Wilhelm kein Verständniß für den sogenannten „nationalen Gedanken“, mit dem so viel geprahlt wird, hatte, und auch nach Besiegung der Franzosen die Welt nur durch die trübe Brille eines preussischen Unteroffiziers betrachtete;
- 3) daß Herr Ludwig von Baierland, dessen patriotischer Initiative wir angeblich die Schöpfung des neuen Reiches zu verdanken haben (wie wir wiederholt von offiziellen und officösen Blättern angelogen worden sind), noch immer im kraßesten Bajuwaren-Partikularismus befangen, aber damals schon schwer gehirnkrank war, und daß jener famose Brief, in dem die



Kaiserkrone den Hohenzollern von ihm angeboten ward dem ganz blödsinnigen Monarchen gewaltsam diktiert werden mußte und nur mit Hängen und Würgen zustande kam.

Deutsches Volk! Welch' heilloser Unfug ist in der letzten Zeit mit deiner Leichtgläubigkeit getrieben worden!

Fügen wir noch hinzu, daß an vielen Stellen des Tagebuches ein intensiver Ekel über die namenlose Beschränktheit, Rohheit und Reaktionswuth seines Vaters, des alten Wilhelm, und über die sämtlichen leitenden Kreise sich unverhohlen ausdrückt und daß „Unser Fritz“ sich selber als den ersten deutschen Fürsten bezeichnet, der für die nationalen Bestrebungen des deutschen Volkes Verständniß habe und einem freien, verfassungsmäßigen Regiment ehrlich zugethan sei — so begreifen wir, daß diese Veröffentlichung wie eine Bombe zwischen die herrschende Sippchaft hineinfallen mußte.

Die Legende von der nationalen Wiedergeburt durch die „großen Träger des nationalen Gedankens“ — die Bismarck, Wilhelm I. und Konforten — ist für ewig zerstört, die Rohheit, Unehrllichkeit, Beschränktheit, Reaktionswuth der Reichsgründer durch einen klassischen, unanfechtbaren Zeugen bewiesen. Kurz, die reine historische Wahrheit ist authentisch durch klassisches Zeugniß Kaiser Friedrichs III. zur Geltung und an's Licht gebracht worden.

Denn der hinter die Coulißen der Komödie zu schauen vermochte und der nach Thaten und Handlungen urtheilt und nicht nach leeren Redensarten, die nichts kosten, dem war freilich das Meiste schon vorher bekannt, aber jetzt haben wir die tatsächliche Feststellung, gewissermaßen die juristische Feststellung, und das ist viel werth.

Die herrschende hinterpommersche Sippe war durch Dr. Geffkens Veröffentlichung so verblüfft, daß sie fast 8 Tage lang sprachlos blieb. Und als endlich das Haupt der Klique, „der geniale Kanzler mit der gußeisernen Stirn“, der die äußerste Wurstigkeit nach unten hin stets proklamirt hatte und dessen Lorbeeren von „unserem Fritz“ so übel zersezt worden sind, seine Sprache wieder fand, da benutzte er sie zu einer der dümmsten Verlegenheitslügen, die jemals dem Munde eines ertappten Sünders entschlüpft sind. Er erklärte nämlich in seinem Lügen-Moniteur, der Ohlendorf'schen „Norddeutschen Allg. Zeitung“, die veröffentlichten Aufzeichnungen seien „apokryph“, d. h. unecht, gefälscht. Der edle Kanzler ließ da die erste Regel des Lügen-Comments außer Acht: „Du sollst nie lügen, wenn Du sofort der Unwahrheit überführt werden kannst, denn Lügen haben kurze Beine!“ sagt ein altes Sprichwort.

Natürlich ist diese Veröffentlichung Wasser auf die Mühle der „Fortschrittler.“ Der Fetischdienst, welchen sie vor Monaten mit „unserem Fritz“ getrieben, ist zu einem wahren Delirium, zu einem vollständigen Kanfan ausgeartet. Der servile Liberalismus erfüllte alle freisinnigen Zeitungen mit der wunderbaren, übermenschlich-staats-

männichsten Weisheit des verstorbenen „freisinnigen und freigeistigen Monarchen“.

Für Jeden, der das Tagebuch Friedrichs III. liest, ist es klar, daß das politische Programm desselben sich so ziemlich mit dem deckt, was die Nationalliberalen als das ihre — ausgeben. Und doch hegt keine Presse wüthender gegen ihn, zieht keine hochtrabender über ihn los als gerade diese Blätter. Wer die grenzenlose Gefinnungslumperei dieser Partei nicht schon kannte, der würde aus dieser einen Thatsache ersehen, wie hoch derselben die Grundsätze stehen, die sie zu vertreten vorgiebt und wie hoch der Wunsch, sich um keinen Preis der gerade herrschenden Macht unbeliebt zu machen.

Es macht der Menschenkenntniß Friedrichs III. alle Ehre, daß er nicht diese Partei, sondern die deutschfreisinnige als die seine betrachtete, deren Traditionen doch durchaus im Widerspruch mit dem stehen, was er als König von Preußen und deutscher Kaiser hätte geltend machen müssen.

VI.

Es scheint fast als gäbe es nichts in der Welt, schneller die tüchtigen Eigenschaften der Menschen zu ruiniren, als wenn sie in die Lage kommen, eine unverantwortliche, absolute Herrschergewalt auszuüben. Die römischen Kaiser gingen daran zugrunde und auch heute noch viele asiatische Despoten.

Auch bei Gefangenen ist diese Beobachtung öfters gemacht worden, welche mit Wohnung, Kleidung und Lebensbedarf genügend versehen sind und die nicht mehr wie im gewöhnlichen Leben im Kampfe mit dem Dasein jedes Körnlein der Welt abkämpfen müssen, sie verfallen bald in einen Zustand geistigen, trägen Stumpfsinns.

Dieses selbe Naturgesetz, in einer höheren Sphäre angewendet, rächt sich nachdrücklich an denjenigen, welche alle Mitbewerber und Widersacher zu Boden geschlagen haben. Der nothwendige Trieb fehlt und schließlich sind sie nicht mehr imstande zu beurtheilen, was für sie möglich und erreichbar ist.

Bismarck fängt jetzt an darunter zu leiden, daß er zu glücklich und zu erfolgreich Alles besiegt hat. Er ist nicht mehr imstande zu beurtheilen, wo die Grenzen seiner Kraft liegen. Er hat seine Scharfsichtigkeit und Verschlagenheit, sein schnelles Verständniß für das für ihn Mögliche und Unmögliche und namentlich sein instinktives Bewußtsein der Gesetze, welche die Menschheit regieren, verloren. — Es ist beinahe, als wenn er die Eigenschaft Schmerz zu empfinden abgeschüttelt hätte, was natürlich Jedermann wünscht, jedoch unsere Haupt-Sicherheit gegen Gefahr bildet.

Der Versuch, den er jetzt macht, alle Diejenigen zu verfolgen, welche einmal versuchten, seinen Pfad zu kreuzen, ist ein deutliches Zeichen, daß die Hand des berühmten Kanzlers ihre frühere listige Geschicklichkeit verloren hat und in diesem Falle sich die alten Sprich-

wörter bewähren, daß Stolz vor dem Untergang und Hochmuth vor dem Falle einhergeht.

Selbst ein getretenes Würmchen krümmt sich und sein Angriff auf alle, wie sich herausstellte, zahlreichen Freunde und Anhänger Kaiser Friedrichs hat bereits eine sehr gesunde Reaktion gegen den Kanzler und seinen vielversprechenden Sohn hervorgerufen.

Es ist in den politischen Beziehungen der Nationen zu einander wie in den Schulen. Sobald der Erste in der Klasse, und mögen seine Anlagen noch so vortrefflich sein, Niemand mehr findet, der die Kraft hat, mit ihm anzubinden, so wird sein Gebahren bald unerträglich werden. Fürst Bismarck ist nun schon lange in Frau Europas Schule der Stärkste gewesen, so daß es Niemand mehr gewagt hat, ihm gegenüber Nein zu sagen. Er konnte noch so viel poltern, lärmern und renommiren, seine Kollegen und Nachbarn sagten niemals ein Wort dagegen. Am Ende Dezember hat er aber doch die Geduld Europa's auf eine zu harte Probe gestellt und seine Arroganz bewirkte eine Zurückweisung, welche mit Entzücken auf dem ganzen Kontinent begrüßt worden ist.

Sir Robert Morier ist von allen britischen Gesandten und Diplomaten von jeher derjenige gewesen, der sich am meisten bemüht hat, in England ein besseres Verständniß über Deutschland hervorzu- bringen. Die Hälfte seiner diplomatischen Laufbahn brachte er damit zu, bei seinen Landsleuten ein Gefühl für die moralische und materielle Größe des deutschen Volkes zu erwecken. Vielleicht kein Engländer erfreute sich wohl mehr des Vertrauens des letzten Kaisers wie er und wenig Engländer waren so erfreut und sympathisirten so leidenschaftlich mit deutschen Bestrebungen für Freiheit und Unabhängigkeit. Er theilte auch die Ansichten des verstorbenen Kaisers, daß das fortgesetzte unbehinderte Aufsteigen Bismarcks und seiner Macht auf die besseren Eigenschaften des deutschen Volkes nur unheilvollen Einfluß haben würde.

Er war zwei Jahre lang Geschäftsträger an dem kleinen Hofe von Hessen-Darmstadt gewesen, eines der kleinen Herzogthümer, welche nur mit großem Widerstreben sich der Verpreuung entgegen- gestellt hatten, welche auf Sadowa folgte. In seiner Art und Weise ist Sir Robert wohl eben so unabhängig und leidenschaftlich als der Fürst Bismarck selbst, und dort etablierte sich zwischen den beiden Männern eine Gegensätzlichkeit, welche sich mit der Zeit zur vollständigsten Antipathie verhärtete.

Es scheint, als ob Fürst Bismarck, von seinen zahlreichen Agenten unterstützt, eine Art von Buchführung über das Leben Sir Robert Morier hätte anlegen lassen, und so wurde alles Wichtige notirt für günstige Gelegenheit zum Angriff, alle möglichen kleinen auf Hinter- treppen ihm zu Ohren gekommene Skandälchen, jede ihm entschlüpfte, unbeachtete politische und Privatäußerung. Die Leute, deren sich der Fürst dabei bedient, sind dieselben gemeinen Seelen über der ganzen Welt, ob sie ordinäre Detektivs wie Meiklejohn in London, oder mit

Orden bedeckte Geheime Regierungsräthe der Wilhelmstraße sind. Nur Ungeziefer gräulichster und verächtlichster Art.

Sir Robert Morier ging ruhig seinen Weg, that seine Schuldigkeit im Dienste seines Landes in den verschiedenen Hauptstädten Europas als Gesandter und kümmerte sich wenig um Bismarcks Feindschaft. Endlich erhielt er den Befehl, die Königin von England am Hofe von St. Petersburg zu vertreten. Da auf einmal, auf ein vorher verabredetes Zeichen demaskirten die deutschen Preß-Reptilienblätter ihre Batterien und begannen ihre Angriffe gegen seine Ernennung. Eine zeitlang wurde der Angriff mit Verachtung behandelt und er fing an, sich wieder zu ducken für einige Zeit. Aber bald gab Sir Robert Morier dem Kanzler erneute Ursache zur Feindschaft.

Die ausgezeichneten Beziehungen, welche sich zwischen England und Rußland zu bilden anfangen, schwächten die Allianzen, mit denen Fürst Bismarck rechnete, daß sie die Oberherrschaft Deutschlands am besten sicher stellen konnten. Sobald England und Rußland einander feindselig gegenüber stehen, verschwindet Europa, und Deutschland mit dem Major Domus des kaiserlichen Palastes in Friedrichsruh und Varzin zeigt sich allein auf der Bildfläche. Sobald aber zwischen London und St. Petersburg freundliches Einvernehmen stattfindet, so nimmt Deutschland wieder seinen natürlichen Platz ein in Europa, als der Erste zwischen den europäischen Mächten, primus inter pares. Sir Robert Morier befestigte das Vertrauen zwischen England und Rußland und durchkreuzte also die Hauptlinie der Politik des Fürsten Bismarck, welche es sich von jeher zur Aufgabe gemacht hat, die Gegnerschaft zwischen England und Rußland lebendig zu erhalten, damit Deutschland der mächtigste Staat Europa's bleibe.

Deshalb wurde es nothwendig, Sir Robert Morier schlecht zu machen, damit er von St. Petersburg entfernt würde. Der erste Schritt, den Graf Herbert Bismarck in dieser Richtung that, war, eine zweifelhafte Falschheit umhergehen zu lassen, anfänglich privatim aber nachdrücklich. In Madrid hatte nämlich Marschall Bazaine einem deutschen Militär-Attaché mitgetheilt, daß er eine Nachricht über die Bewegung der deutschen Truppen über London durch Sir Robert Morier von Darmstadt nach Metz erhalten habe, also Verrath geübt habe. Man konnte darauf hin keine Notiz nehmen, da Marschall Bazaine im letzten Juli widerrufen hat, jemals eine solche Aeußerung gethan zu haben.

Nachdem Sir Robert Morier diesen Widerruf Bazaine's erlangt hatte, wartete er, da er die Methode seines Gegners kannte, bis sich die Sachen weiter klären würden. Und er brauchte nicht lange zu warten. Unter den vielen bei der Hausdurchsuchung bei Dr. Geffcken vorgefundenen Privatbriefen, befand sich auch einer von der Hand des Freiherrn von Roggenbach. (Auch dessen Wohnung in Baden ist bereits von der Polizei in seiner Abwesenheit durchstöbert worden). Dieser Brief enthielt einen Satz: „Morier kommt Morgen.“

Diese einfache Erwähnung des Namens Sir Robert Morier in dem Briefe des Professors genügte, um den Vorwand zu einem neuen Angriff auf den Gesandten zu geben. Am 16. Dezember veröffentlichte die Kölnische Zeitung (ein Hauptreptilienblatt) augenscheinlich vom Preßbureau ausgehend, einen Bericht, wahrscheinlich auf direkten Befehl des Grafen Herbert Bismarck:

„Bei Gelegenheit der Untersuchung in der Gesslén'schen Angelegenheit — da fand man eine Bemerkung des Marschall Bazaine, daß er im August 1870 die erste Nachricht über den Vormarsch der deutschen Truppen über die Mosel durch eine Mittheilung erhalten habe im Wege London und Paris von dem englischen chargé d'affaires aus Darmstadt, Sir Robert Morier.“

Sobald diese Nachricht St. Petersburg erreicht hatte, am 19. Dezember, schrieb Sir Robert Morier sofort an den Grafen Herbert Bismarck, wie ein Gentleman an den andern in einem solchen Falle schreiben würde, indem er die Beschuldigung in Abrede stellte, und zwar in der entschiedensten Weise, zugleich legte er den Brief des Marschall Bazaine bei, welcher ebenfalls die Bemerkung, welche er gemacht haben sollte, ableugnete, und ersuchte den Grafen als Gentleman und Ehrenmann, einen sofortigen Widerruf auf dieses faule und infame Libel in die Nordd. Allg. Zeitung einrücken zu lassen. Auf dies Verlangen hin sandte Graf Herbert nach der Kölnischen Zeitung einen Bericht des Militär-Attaché Major von Deines, vom 2. April 1886, in welchem die Bemerkung Bazaine's dem Spion-Bureau in Berlin war übermittelt worden, wofelbst er zum demnächstigen Gebrauch aufbewahrt wurde. Darauf schrieb Graf Herbert an Sir Robert Morier in Antwort:

„Ein. Exzellenz Brief beantwortend, bedaure ich, weder dem Inhalte noch dem ganzen Ton desselben nach Ihrem ganz merkwürdigen Begehren willfahren zu können und dabei die Linien zu überschreiten, welche ich mir bei meiner amtlichen Stellung in Bezug auf die deutsche Presse einzuhalten zc. zc. vorgezeichnet habe.“

Dieser Streit dauerte noch immer in den Zeitungen fort, aber alles, was darüber geschrieben wurde, war nicht imstande, die böse Methode der Bismarck'schen rein zu waschen. Man muß jedoch zugeben ohne Rückhalt, daß die Art und Weise Sir Robert Morierts, sich direkt an den Grafen Herbert zu wenden, im diplomatischen Verkehr nicht gebräuchlich ist. Die Geschäfts-Etiquette, oder wie man es im Deutschen nennt, der Instanzengang erforderte es, daß das Ansuchen zuerst an den Minister der äußeren Angelegenheiten, Lord Salisbury, geschickt und dieser ließ es alsdann durch den englischen Gesandten Sir Edward Malet in Berlin dem Grafen Herbert Bismarck vorlegen. Dadurch wurde die Sache international und nicht persönlich.

Sir Robert Morier wollte den Fall diskret behandelt wissen und schrieb wie ein Gentleman an den andern schreibt, nicht amtlich. Es schien ihm dies die einfachste Methode zu sein, um diese Verläumdung mit wenig Aufenthalt anzunageln.

Außerdem muß zugestanden werden, daß die Fragen, welche er an Bazaine Ende Juli richtete, sich nicht genau decken mit den Punkten,

von welchen in dem amtlichen Bericht Erwähnung geschieht. Die Unterredung des Major v. Deines, von dem die Rede ist, 1886, hat Graf Herbert niemals veröffentlicht außer im Jahre 1889. Auch glaubt Niemand, daß Major v. Deines etwas anderes berichtete, als den genauen Wortlaut Bazaine's, ebensowenig bezweifeln wir, daß Bazaine diese Aussage machte, welche er später als apokryph erklärte.

Die Wichtigkeit dieser Aussage erklärte sich, als sein Text veröffentlicht wurde. Bazaine scheint gesagt zu haben, daß er nicht gewußt habe, daß die Deutschen am 14. August die Mosel überschritten hätten, ehe er nicht über London die Ankündigung dieser Thatsache berichtet am 16. August erhalten habe durch die amtliche Nachricht Sir Robert Moriers.

Aber des Marschalls Bazaine eigene Geschichte des Feldzuges, seit langer Zeit herausgegeben, beweist, daß der Uebergang über die Mosel ihm schon durch seine Offiziere amtlich bekannt war und zwar einen Tag früher, ehe ihn die Depesche von Morier erreichen konnte. Am 15. August standen alle Einzelheiten der Bewegung der deutschen Armee in den englischen Zeitungen. Sie konnten ihm also via London Paris per Telegraph gesandt sein oder von Paris nach Eintreffen der Times. Er brauchte auch keine Benachrichtigungen, denn die preussischen Kanonen donnerten sie ihm in die Ohren, ehe das Telegramm ankam.

Sir Robert Morier hatte keine anderen Nachrichten, außer die in den Zeitungen standen und er sandte auch nie Depeschen oder Telegramme an irgend welche Personen, aus der einfachen Ursache, weil er überhaupt nichts in dieser Art mitzuthemen hatte.

Die ganze Geschichte scheint Bazaine erfunden zu haben, um sich bei den Deutschen in Madrid einzuschmeicheln, welche sehr gegen Sir Robert Morier erhitzt waren, wegen seines Erfolges, einen Handelsvertrag mit Spanien abgeschlossen zu haben, was seine großen Fähigkeiten beweist.

Was soll man aber dazu sagen, daß der Graf Herbert Bismarck darauf bestanden hat, eine infame Verläumdung von den Lippen eines elenden Verräthers, welcher von Almosen in Madrid lebte, nachdem er dem wohlverdienten Gefängniß entsprungen war, diese Verläumdung nicht durch seine Pressorgane zu widerrufen.

Diese Geschichte ist ein vollständiges Kompendium der Bismarck-Methode, in welcher Weise, um seine Feinde zu vernichten, systematische Verläumdungen in Umlauf gesetzt werden. Graf Herbert Bismarck steht da als ein überführter, gebrandmarkter Pasquillant, der, trotzdem er weiß, daß seine Waffen vergiftet sind, sie dennoch gebraucht. Dies vor der Welt enthüllt zu haben, muß Europa und speziell Deutschland Sir Robert Morier zu Dank verpflichtet sein.

VII.

Diese kurze und flüchtige Skizze zeigt, wie der Geist des großen Kanzlers bereits in seinen besseren Eigenschaften von den natürlichen Nachtseiten seines Charakters überschattet wird, außerdem haben wir

vieles Schlimme weggelassen, z. B. die Reibung zwischen dem Kaiser Friedrich und seinem Kanzler betreffend; der Judenhege ist nicht einmal Erwähnung geschehen, noch ist irgend etwas gesagt worden in Betreff der außergewöhnlichen Zensur gegenüber dem Bürgermeister von Berlin durch den jungen Kaiser, bloß weil die Zeitungen der Hauptstadt seinen todten Vater gelobt hatten (und nicht den Großvater, von dem er stets spricht).

Dies Alles sind untergeordnete Züge desselben großen Kampfes, der ohne Gnade gegen alle Freunde des Souveräns, der kein Freund der Ideen des Fürsten Bismarck gewesen war, geführt wird.

Jeder, der eine liebevolle Zuneigung gegen den verstorbenen Kaiser, seine Wittwe, seinen englischen Arzt, Professor Geffken, Sir Robert Morier, Freiherr v. Roggenbach zeigte, alle diese sind bezeichnet für schonungslose Verfolgung. Ihre Namen stehen in dem schwarzen Proscriptions-Buche, denn sie waren alle Freunde Friedrichs III.

Was einmal aus der Bismarck-Dynastie werden wird, bleibt im Dunkel der Zukunft verhüllt. Es ist wohl überhaupt eine Unmöglichkeit, in modernen Zeiten eine neue Dynastie zu gründen, namentlich eine ministerielle Dynastie.

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der unruhige junge Graf, den zu seinem Nachfolger zu machen der Kanzler so hart gearbeitet hat, daß dieser die weise Voraussicht und den Muth seines Vaters geerbt hat. Um eine Redensart von Johnson zu entlehnen, kann man von ihm sagen: „Er hat alles das Knotige des Sichhaumes ohne seine Stärke. Er hat auch die krampfhaften Verdrehungen der Sybille ohne ihre Erleuchtung.“ Auch kann man nicht sagen, daß Graf Herbert eine gute Schule der Erfahrung durchgemacht hat. Widerstand ist die beste Schule für das Genie, da kann es zeigen, was es zu leisten imstande ist. Sein Vater hatte lange Jahre voll Sturm und Drang zu überstehen, da entdeckte und übte er seine wunderbaren Gaben des Vorhersehens und der Klugheit, welche ihn zum ersten Staatsmann dieses Jahrhunderts gemacht haben. Aber die wahre Größe seines Erfolges hat seinen Sohn aller Möglichkeit beraubt. Graf Herbert Bismarck ist heute sehr mächtig, wenn er aber spricht, so hört Jedermann das Echo von seines Vaters Stimme. Wenn aber einmal 6 Fuß 2 Zoll deutsche Erde alles das, was von dem reckenhaften Kanzler sterblich ist, bedeckt haben wird, werden dann Die, welche sich jetzt vor der Unerschämtheit des Sohnes beugen, noch fernerhin die nicht mehr vom Vater unterstützte Arroganz Bismarcks II. ertragen? —

Wir glauben nein.

Der junge Kaiser wird vielleicht der Erste sein, welcher sich gegen die Autorität des Grafen Herbert auflehnen wird und dann wird das Wehe, was er seiner Mutter angethan, von der Hand des Sohnes gerächt werden.

Die Aera von Blut und Eisen wird nicht ewig fortbestehen und die Dynastie Bismarck wird endlich fallen, nachdem sie ihr Werk gethan.

Der ebenso wohlthätige wie großmüthige Einfluß der Kaiserin Friedrich wird sich auf die Dauer stärker erweisen, als alle die Legionen, welche der Reichskanzler in's Treffen führt. Und in nicht ferner Zukunft wird Ihre Kaiserliche Majestät eine ruhmvolle, doch unblutige Sühne vollbringen. Sie nimmt allerdings nicht mehr den deutschen Kaiserthron ein, allein es steht in ihrer Macht, die Führerschaft in einer Sache zu übernehmen, welche von weitaus höherer Wichtigkeit ist, als diejenige, welche durch die Tapferkeit und Klugheit der Hohenzollern'schen Heere vor den Thoren von Paris erkämpft wurde.

Es ist nämlich sehr möglich für Ihre Kaiserliche Majestät, ihre Hofhaltung in der Weise zu gestalten, daß dieselbe einen Vereinigungsplatz bilde, auf welchem sich die besten und edelsten Frauen und Männer der Welt zusammensinden würden, wo Alle darnach trachten werden, hellere und menschenwürdigere Tage zu erringen und ein freundliches Entgegenkommen, Begeisterung und Stärkung für großes Beginnen sie begrüßen wird.

Die schönen Künste und Wissenschaften, menschenfreundliche Arbeiten und alles das, was das Leben wahrhaft veredelt und den Menschen erhebt, würden an diesem Hofe eine natürliche Heimath finden, stattlich und doch einfach, kaiserlich und doch menschlich, ein kosmopolitischer Vereinigungspunkt für die Veredelung des Menschengeschlechtes.

Dort, fern von den Beschränkungen höfischer Etiquette und den Intriguen des Kanzlers, würde die Kaiserin Friedrich Victoria, die Tafelrunde des Kelten-Königs Artus wiederaufrichten.

„And teads high thought and amiable words,
And courtliness and the desire of fame,
And love of thruth, and all that makes a man.“

Im Centrum von Europa's Kontinent gelegen, würde diese Hofhaltung allumfassend sich der Zivilisation anschließen und seine schönste Blüthe bilden. Wir wissen nicht, ob sich Ihre Majestät entschließen wird, diesen hohen, lustigen Thron, der jetzt unbesezt ist, einzunehmen, denn augenblicklich ist dieselbe gebeugt von ihrem großen Schmerz.

Es ist eine eigenartige, einzige Stellung und eine günstige Gelegenheit zu einem solchen Unternehmen. Auf dem deutschen Kaiserthron sitzend, würde dergleichen kaum möglich sein, weil Herkommen, Etiquette und Nationalstolz im Wege stehen, aber hier erwartet sie ein weltumfassendes Herrschaftsgebiet, die Befreiung des weiblichen Geschlechts von allen noch daran haftenden Fesseln — die höchste Kultur der Welt.

Der Schluß des Artikels verläuft in einer keineswegs sehr geschickten Verherrlichung der Mutter des deutschen Kaisers. Indes wir haben hier nicht mit dem Verfasser desselben zu polemisieren — das können wir den Bismarck'schen Reptilien überlassen — vielmehr wollen

wir es unseren Lesern zur Kenntniß bringen, da die deutsche Presse aus bekannten Gründen diesmal „stumm“ ist wie das Grab.

Bismarck soll für Deutschland sofort ein Verbot der betreffenden Nummer der Zeitschrift erlassen haben; auch sollen die Zeitungen den Wink erhalten haben, ja keine Auszüge aus der „Contemporary-Review“ abzudrucken. Sogar die Reptilien-Presse zieht es vor, mit einigen keifenden Worten schnell über den unangenehmen Gegenstand hinwegzugleiten, als durch eine Polemik die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn zu lenken. Das zeigt, wie sehr er den Nagel auf den Kopf getroffen und daß die ausgetheilten Hiebe tief schmerzen.

